

2010/3
ISSN 1613-3889

Jesuiten



IHS

Jahre des Umbruchs

Jesuiten



2010/3
Titelfoto:
Jesuiten in den
Jahren des Umbruchs
bei verschiedenen
Tätigkeiten
 © SJ-Bild

„Auf die Frage, worin aber die Relevanz der 68er für mich besteht, bin ich versucht mit einem irritierten Achselzucken zu antworten. 68 ist über 40 Jahre her und ich bin noch nicht mal 30. Was soll mich also bitte an den 68ern nerven bzw. begeistern? Gerade in unserer übertakteten Zeit ist das doch Schnee von gestern.“

Claus Recktenwald SJ (*1982)

1 Editorial

Schwerpunkt

- 2 Ein Jesuit aus den Sechzigern
 - 4 Wir waren so wahnsinnig neugierig
 - 6 Der Anfang der großen Ratlosigkeit
 - 7 Vom Glück, den Aufbruch geerbt zu haben
 - 10 Das Gesicht der Reform – Pater Arrupe
 - 15 Bilderstürmer im Noviziat
 - 16 Die Versuchung zur Gewalt bleibt
 - 19 Ein Boom religiöser Selbsterfahrung
 - 20 Gleichberechtigung – alles erledigt?
-

Geistlicher Impuls

- 22 Wir sollen Ehre nicht mehr begehren als Unehre
-

Aktuell

- 24 Porträt: Pater Provinzial
-

Nachrichten

- 25 Neues aus dem Jesuitenorden
-

Personalien

- 28 Jubilare
 - Verstorbene
-

Medien

- 29 Ansgar Wiedenhaus:
Immer wieder neu anfangen dürfen
-

Vorgestellt

- 30 Leipzig
-

33 Autoren dieser Ausgabe

- 34 **Freunde der Gesellschaft Jesu e.V.**
Spenden
-

- 37 **Standorte der Jesuiten in Deutschland**

Die 68er – ein Generationenthema oder eine Dekade, in der sich kulturelle, soziale und wissenschaftliche Entwicklungen der Moderne zur Krise bündeln und das Gesicht der westlichen Gesellschaften endgültig verändern? Was prägt uns heute? Wo hat man sich verrannt?

Liebe Leserinnen und Leser,

im Gespräch mit amerikanischen Jesuiten fiel uns auf, dass bei ihnen nicht von den „68ern“ die Rede ist, sondern von den „Sechzigern“. Damit kommt eine ganze Epoche in den Blick, die nicht nur vom Widerstand gegen den Vietnamkrieg geprägt war, sondern auch von den tief greifenden Reformen der Kirche und des Ordens durch das Konzil und eine bedeutende Generalkongregation. Die Logik der inneren Reform und der Druck von außen durch eine sich rasant verändernde Zivilgesellschaft werden als zwei Seiten einer Bewegung sichtbar: Der Einzelne gab sich nicht mehr mit überkommenen Antworten zufrieden, sondern hinterfragte Autoritäten. Das Lebensglück wurde nicht mehr in fertigen Rollen gefunden. Man suchte die eigenen Quellen. Wer aber nur die Individualisierungsprozesse herausstellt, übersieht, dass die kritische Vernunft konsequent wie nie aufgefordert ist, strukturelle Quellen von Gewalt, Hunger und der Zerstörung der Umwelt aufzudecken. So wurden auch die Sinne für die persönliche Verantwortung in der Gesellschaft geschärft und neue Formen politischer Beteiligung erprobt. Und in Theologie und Liturgie kam stärker in den Blick, dass sich die Offenbarung an ein Gottesvolk richtet, und sich ein authentischer christlicher Glaube auch im Einsatz für Gerechtigkeit und Frieden zeigen muss.

Das Heft war länger geplant. Die verstörenden Aufdeckungen zum systematischen Missbrauch von Kindern an Jesuitenschulen und dem Wegschauen der damaligen Ordens- und Kirchenleitungen haben den Rückblick verändert: Die Täter im Orden sind meist Menschen, die in dieser unruhigen Zeit sozialisiert wurden. Der Spiegel ist in seiner Ausgabe vom 21.6.2010 der Frage nachgegangen, inwieweit auch die von Teilen der 68er-Bewegung propagierte Sexualpädagogik – eine Reaktion auf die kirchlichen Tabus – nicht wieder einen Raum der Verharmlosung geschaffen hat, der Täter vor Kritikern und Eltern schützte. Wird gerade eine Generation, die ihre Eltern wegen des Verdrängens ihrer Nazivergangenheit konfrontierte, mit dem eigenen Verdrängen konfrontiert? Täter sind oft ehemalige Opfer. Wir stehen also wohl eher am Anfang der Aufdeckung einer Geschichte von Gewalt und Schweigen. Die Epoche der Sechziger aber hat die gesellschaftlichen Voraussetzungen geschaffen, welche die Aufdeckung systematischer Gewalt ermöglichen.

Uns muss dabei die Frage beunruhigen: Welche Menschen verurteilt unsere Generation gerade zum Schweigen? Geschichte erzieht nicht zu besseren Menschen. Aber der Blick auf das Ringen anderer Generationen kann die eigene Wahrnehmung schärfen. Diese Hoffnung wollen wir uns nicht nehmen lassen.

Holger Adler SJ
Tobias Specker SJ
Tobias Zimmermann SJ

Ein Jesuit aus den Sechzigern

Die Sechziger, das war, als wir das Vertrauen in die Älteren verloren, die ihre Seelen dem Materialismus und dem Militarismus verschrieben zu haben schienen. Dies war ein Jahrzehnt, wo überall das tiefe Verlangen nach einer Veränderung der Seele zu finden war. Die Jüngeren wollten etwas Echtes in der Religion finden, nicht nur Lippenbekenntnisse und Zugehörigkeiten zu Institutionen. Die jungen Leute glaubten nicht mehr an den Mythos, dass Amerika das Königreich Gottes sei. Ein Paradigmenwechsel hatte begonnen.

Ich studierte in den Sechzigern und frühen Siebzigern als Jesuit Philosophie in St Louis. Als Gruppe von Jesuiten berieten wir Wehrdienstverweigerer und leisteten aktiven Widerstand gegen den Vietnamkrieg. Das gipfelte in einer Maßnahme zivilen Ungehorsams, als hundert Jesuiten ihre Einberufungsbescheide verbrannten.

Da war ein tiefes Verlangen nach Wahrheit. Und die Ausbildung als Jesuit und unsere Spiritualität bereiteten uns auf das notwendige kritische Denken vor, das die Strukturen hinterfragte, die eigentlich für unmoralische Handlungen verantwortlich waren. Das Hauptinteresse unserer Generation galt den Menschenrechten. Ich erinnere mich daran, wie Pedro Arrupe von der tiefen Verpflichtung der Gesellschaft Jesu zum Engagement für soziale Gerechtigkeit sprach. Ganz sicher beeinflussten seine Führung und seine Vision uns junge Jesuiten.

Diese Spiritualität führte mich in die Flüchtlingsarbeit. In den 80ern gab es immer noch dieselben Ungerechtigkeiten. Mit derselben kritischen Haltung, die nicht alles, was von der Regierung kam, für das wahre Evangelium hielt, nahmen wir an der „Sanctuary“-Bewegung teil. Dabei handelte es sich um eine Koalition der Kirchen, die sich gegen die Finanzierung des Krieges in El Salvador durch die amerikanische Regierung aussprach. Gleichzeitig öffneten wir Kirchen für zweihundert Flüchtlinge, die dort jede Nacht schliefen und von uns versorgt wurden. Und wir eröffneten ein Menschenrechtsbüro für diese Bürgerkriegsflüchtlinge.

Das führte mich dann vor dem Ende des Bürgerkriegs nach El Salvador. Ich arbeitete

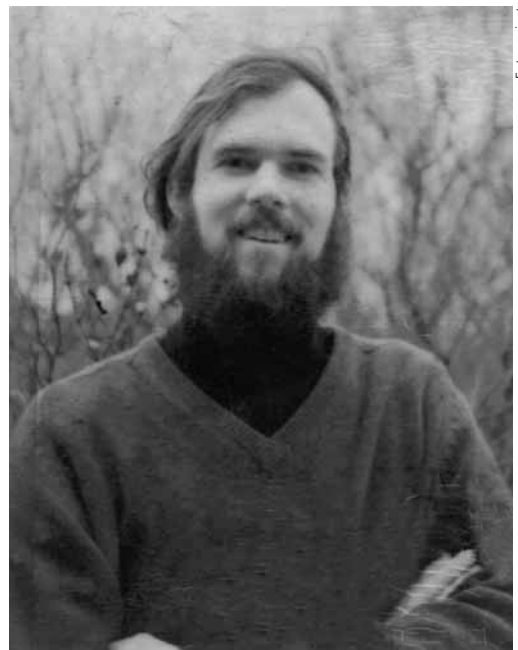


Foto: privat

Mike Kennedy SJ in den 60ern als junger Student



Mike Kennedy SJ heute (2. v.r., hintere Reihe): Er ist Seelsorger in einem Jugenduntersuchungsgefängnis in Los Angeles und leitet eine Organisation, die sich gegen die kalifornische Praxis wendet, Kinder und Minderjährige – oft zu lebenslangen Strafen – nach Erwachsenenstrafrecht zu verurteilen.

dort für den JRS (Jesuiten-Flüchtlingsdienst) in der seelsorglichen Begleitung von Menschen in den Konfliktzonen. Das ist der Geist, den ich immer wieder und dann auch in unserer letzten Generalkongregation hörte, an der ich teilnahm: An die Grenzen, an die Orte gehen, wo niemand anderes hingeht. Das Training, das mich auf diese Herausforderungen vorbereitete, habe ich in den Sechzigern von beiden bekommen, von der amerikanischen Gesellschaft und der Gesellschaft Jesu.

Dieser selbe Geist, an die Grenzen zu gehen, hat mich in meine derzeitige Seelsorgsaufgabe geführt, wo ich mit Jugendlichen arbeite, die dazu verurteilt werden, im Gefängnis zu

sterben. Und wieder nutzen wir unsere Anwaltschaft auch als Instrument, um bekannt zu machen, dass wir das einzige Land weltweit sind, das Kinder und Jugendliche zu lebenslangen Haftstrafen verurteilt. Gleichzeitig arbeite ich direkt mit diesen Kindern und Jugendlichen, meist Hispanics oder Afro-Amerikaner, die im Untersuchungsgefängnis um ihr Leben kämpfen. An den Grenzen sein, das hat mir die Gegenwart Gottes eröffnet, eine Freude, die ich für nichts hergeben würde. Ich bin der Gesellschaft Jesu dankbar dafür, dass sie mir geholfen hat, zu übersetzen, was dies in meinem Leben konkret bedeutet. ■

Mike Kennedy SJ

Wir waren so wahnsinnig neugierig

Im Gespräch mit Werner Herbeck SJ

Die 68er waren ja so etwas wie ein Befreiungsschlag. Was machte denn Befreiung aus in der damaligen Gesellschaft?

Nach dem Aufbau in Deutschland, nach der Integration der Flüchtlinge, da fingen an den Universitäten Soziologen und Politologen an Fragen zu stellen: Wie war das eigentlich unter der Diktatur Hitlers, wie kamen Menschen dazu, alles zu erfüllen, was ihnen die Obrigkeit auftrug? Natürlich kam auch immer wieder die Frage: Was haben wir anderen angetan, was ist in den KZs geschehen? Was haben wir alles verbochen? Die vielen Besuche der Studenten in den Konzentrationslagern blieben nicht ohne Wirkung. Und an den Universitäten waren junge Wissenschaftler, die sich Gedanken machten über Atomkraft, Aufrüstung, über die Umwelt. Viele Menschen an den Universitäten waren interessiert: Wie geht es eigentlich mit der Dritten Welt weiter? Wie beuten wir die Dritte Welt aus, können wir uns selber befreien aus diesen Ausbeutungskategorien der reichen Ersten Welt?

Und dann in der Kirche die Befreiung von den ganzen Vorgaben, die es da gab. Man darf nicht vergessen: In die 60er Jahre fiel auch das Konzil. Das war also nicht nur ein gesellschaftlicher Aufbruch an den Universitäten, sondern auch im katholischen Bereich gab es ganz hohe Erwartungen an das Konzil.

Du warst zu der Zeit Studentenfarrer. Was ist in den Studentengemeinden passiert?

Ich war anderthalb Jahre Studentenseelsorger hier in Berlin und wohnte im feudalsten katholischen Studentenheim, das es zur damaligen Zeit in Deutschland gab. Damals musste jeder Student, der dort wohnte, an irgendeinem Arbeitskreis teilnehmen, und da waren viele, die sich mit politischen Themen beschäftigten und mit Reflexionen über die Kirche. In den Arbeitskreisen haben wir viel diskutiert über Gehorsamsfragen in der Kirche. Und da war ich ganz erstaunt und habe entdeckt, welche Fragen die jungen Studierenden an die Welt und an die Kirche hatten.

Wir waren ja im Orden in unseren relativ offenen Gesprächskreisen an den eigenen Hochschulen in München und Frankfurt einigermaßen offene Diskussionen gewöhnt. Aber wir hatten doch nie solche Fragen, etwa an die Struktur der Kirche oder an die Autorität der Bischöfe. Das war so vorgegeben, das wurde uns auch nicht nahe gebracht in der Theologie damals.

Aber die Studenten haben danach gefragt?

Die Studenten haben dann aus ihren Seminaren die Fragen mitgebracht, die wir eigentlich hätten haben sollen, aber nicht hatten – oder nicht formulieren wollten oder konnten. Das waren engagierte Christen, die sich keiner Frage verweigerten.

Welche Themen wurden noch diskutiert?

Ich kann mich gut erinnern, dass eine der größten Auseinandersetzungen in den 60er Jahren war, als die Pille aufkam. Es gab vorher große Probleme bei katholischen Studenten mit der Sexualität, bei der Selbstbefriedigung. Ein Teil unserer Studentenarbeit bestand darin, dass wir uns in vielen Foren und Vorträgen mit der neuen Sexualität beschäftigten.

Zum ersten Mal nach dem Krieg ließen sich junge Leute nicht mehr von der Kirche vorschreiben, wie sie ihre Sexualität praktizierten. Das war mit großen Widerständen in den eigenen Familien und vor allem in den Pfar-

reien verbunden. Diese Befreiung hat sie sehr viel gekostet und hat auch dazu geführt, dass einige die Kirche nicht mehr ernst nahmen und verließen. Ich kann mich gut erinnern, dass gerade viele Soziologen und Politologen plötzlich merkten, dass in der Kirche ein Gehorsamsdruck herrschte, der überhaupt nicht intellektuell zu rechtfertigen war.

Das heißt, innerhalb der Kirche hinkte man etwas hinterher?

Nicht nur etwas, sondern die Kirche entwickelte sich, trotz des Konzils, in diesen Dingen der konkreten Moral weit weg von den sich aufbauenden Standards freier Sexualität, des Sprechens über Dinge, Pressefreiheit, Demokratie in den Gremien.

Die katholische Kirche musste erst mal zur Demokratie in ihren eigenen Rängen finden. Das ist ja bis heute noch nicht ganz geklärt.

Wie wirkte sich denn der liturgische Aufbruch in den Studentengemeinden aus?

In den Studentengemeinden lebten wir mit den Studenten. Wir haben selber Fürbitten verfasst, das ganze Leben in die Gottesdienste mit reingenommen. Ich kann mich noch entsinnen, wie ein Studentenfarrer aus der Schweiz auf einer Konferenz mal gesagt hat: „Also manchmal geht mir dieses politische Gequatsche im Gottesdienst auf die Nerven. Wenn ich sage: ‚Der Herr sei mit Euch‘, dann möchte ich nicht zur Antwort hören: ‚Zur Geschäftsordnung‘.“ Das war so etwas, worunter man auch gelitten hat.

Gab es in diesem Aufbruch denn Dinge, die Du heute problematisch findest?

Mit Sicherheit wusste man nicht, wer demokratiefähig ist, wer in einer Demokratie verantwortlich mitreden kann. Wir haben übersehen, dass die Gier nach Geld sich so stark entwickeln könnte, weil wir vielmehr davon ausgingen: Wir haben den Menschen sehr viel angeboten: Schule, Universität, Förderung – und da mussten sie doch eigentlich das Beste draus machen. So haben wir gedacht. Und



Foto: Zimmermann

Werner Herbeck SJ in seinem Zimmer im Canisius-Kolleg

darin haben wir uns getäuscht. Wir haben auch die Entwicklung der Sexualität nicht voraussehen können und was das für die Familien bedeutet..

Wie hat sich Deine Arbeit mit den Studenten innerhalb des Ordens ausgewirkt?

Bis zu meiner Weihe Anfang der 60er gab es keine politische Diskussion im Orden zwischen Älteren und Jüngeren. Alt waren zur damaligen Zeit Fünfzigjährige, die aus dem Krieg gekommen waren. Die alten Soldaten haben nichts erzählt und wir Jungen haben sie nicht gefragt.

Wann fing die politische Diskussion im Orden an?

Ende der 60er Jahre, nehme ich an. Davon haben wir nicht mehr viel mitgekriegt. Wir waren so in unseren Belangen drin. Wir haben so viel gelernt und sind so viel gereist, und haben diskutiert. Wir waren so wahnsinnig neugierig. Und in den Häusern des Ordens war es fürchterlich langweilig. ■

Werner Herbeck SJ wurde von René Pachmann SJ interviewt.

Der Anfang der großen Ratlosigkeit

1968 war ich geistlicher Begleiter in unserem Studienhaus der Philosophie in Pullach. Auch wenn es keine Vorlesungs-Boykotts gab und keiner der Professoren aus dem Hörsaal getragen wurde, schwappte die 68er-Bewegung doch in unser Haus hinein. Ich erinnere mich, wie ein junger Mitbruder bei der ersten Nachricht von der Studenten-Revolution in Berlin sagte: „Jetzt geht es los.“ „Es“ – das war der Aufstand gegen das etablierte System. Es lag in der Luft, jedenfalls in der Luft, die junge Leute atmeten. Mein Bruder, keineswegs ein Revolutionär, meinte: Wenn die Studenten nicht von sich aus aufgestanden wären, hätte man sie dazu ermuntern müssen. So rückständig hatte er die Universität damaliger Prägung empfunden.

Ich selbst, eine Generation älter als die 68er, erlebte die Revolte nicht als den großen Einschnitt. Nazi-Regime und zweiter Weltkrieg hatten mich vor andere Fragen gestellt, als sie die 68er stellten. Ihnen ging es um Freiheit, um Infragestellung der Autoritäten. Es war ein Aufstand gegen die Alten, welche als diejenigen galten, die das Nazi-Regime nicht verhindert oder gar mitgetragen hatten.

In der Kirche war das Konzil und im Orden die 31. Generalkongregation (1965/66) vorausgegangen. Beide Ereignisse brachten – unabhängig von der 68er-Bewegung – Befreiung

von Über-Reglementierungen, unter denen man gelitten hatte. Sie brachten ein neues Klima. Man konnte Neues probieren. Wir, Junge wie Ältere, waren in einem großen Haus mit über 100 Jesuiten mehr mit den internen Veränderungen beschäftigt als mit den Vorgängen draußen.

Heute sehe ich die Ereignisse 1968 im größeren Zusammenhang. Sie kommen mir wie die späte Welle einer Bewegung vor, die die Neuzeit bestimmt hat. Ihre Triebfeder war der Durst nach individueller Freiheit. Ihr Ziel die Emanzipation von jeder Art Vorherrschaft. Ihr Klima das Misstrauen gegen jede etablierte Autorität. Die Universitäten und die Kirchen, vor allem die katholische, waren die letzten Bastionen, die geschleift werden mussten, um diesen Durst zu stillen.

Ausgeblendet blieb: Was ist der Sinn dieser Freiheit? Denn die Freiheit von Regulierungen kann nur einen leeren Raum herstellen. Sie gibt keine Antwort auf die Frage, womit dieser Raum zu erfüllen wäre. De facto wurde er durch die wirtschaftliche und technische Entwicklung mit einer Fülle von Angeboten angefüllt. Die Menschen waren beschäftigt, sich aus der Vielfalt des Angebots das auszusuchen, was ihrem Geschmack entsprach. Aber materielle und kulturelle Quantität begründen keinen Lebens-Sinn. Nachdem die traditionellen Sinn-Autoritäten, die Kirchen und andere Kulturträger, ihre gesellschaftliche Autorität weitgehend verloren haben, ist die große Ratlosigkeit eingetreten. ■

Alex Lefrank SJ

Vom Glück, den Aufbruch geerbt zu haben

Als Erbe würde ich mich wohl bezeichnen, wenn ich auf meine Jugendzeit schaue und auf das Stichwort „68er“ angesprochen werde. Alles, was man mit den 68ern verbindet, fand wohl ohne mich statt, geboren 1961. Aber ich bin sicher, dass ich geerbt habe, dass ich und meine Altersgruppe sehr von dem Aufbruch der „68er“ profitieren konnten.

1973 kam ich mit 12 Jahren ans Canisius-Kolleg und gehörte eben schon nicht mehr zu den 68ern – die Beatles waren schon „Oldies“, The Who längst nicht mehr skandalös. Und auch als Jugendlicher mit einigem rebellischen Potential – 1976 oder 1977 waren Vietnam, Woodstock, APO, Prag eher weit weg ... das interessierte mich nicht. Ich war aber der dritte von drei Brüdern am CK und zudem Sohn eines profiliert konservativen Vaters – da wurde manches projiziert auf den 16-Jährigen. Politisch korrekt durften wir zu Hause nur von Berlin (West) und Berlin (Ost) sprechen, um deutlich die Einheit der Stadt zu betonen; wer West-Berlin sagte, hatte sich mit der Teilung abgefunden – „geh doch nach drüben“. Ich fand es albern, aber es hat mich bleibend beeindruckt. Es ging sehr grundsätzlich zu und manchmal polemisch in all den Debatten um die Anführungszeichen für die DDR, um die Atomkraft, um die Haftbedingungen in Stammheim, später der NATO-Doppelbeschluss. Die SPD mit Kanzler Schmidt war längst nicht mehr links; die Gründung einer neuen Partei aus der Umwelt- und Friedensbewegung heraus war nahe liegend und stand

kurz bevor. In der Untersekunda haben wir fünf Tage lang mit dem Jugendverband, zu dem ich gehörte (Katholische Studierende Jugend, KSJ) eine so genannte Spätschicht abgehalten und haben intensiv den Aufstand gegen das Notensystem in der Schule geprobt. Es war eine große Genugtuung, als wir in Chemie durch intensives (Nacht-)Studium plötzlich alle auf einem Niveau waren und der Lehrerschier verzweifelte – es war klar: Noten funktionieren nur im Konkurrenzkampf, ja begründen ihn ... und sind deswegen abzulehnen! Ich werde nie vergessen, wie später in der Oberstufe unser bester Matheschüler in einer Leistungskursklausur nach halber Zeit fertig war und dann ging, ohne die Klausur abzugeben – der verzweifelten Lehrerin erklärte er, dass es ihm genüge, alle Aufgaben richtig gelöst zu haben, die Note brauche er nicht. Und es war keine kokette „Spielerei“ – es war eine für das Abitur bedeutsame Arbeit. Da war eine Ernsthaftigkeit, die mich geprägt hat; das waren Provokationen, die es aus meiner Sicht in sich hatten, die etwas bewirkten. Aber, so sehe ich das jetzt, es war eine „geerbte“ Kultur des Dagegen-Seins, eine Art Glücksfall. Dass wir uns engagierten oder protestierten, mussten wir uns nicht mehr erringen. Und wie wir die Dinge angingen, wurde vielfach sogar geachtet, auch wenn wir mit den Inhalten bei Eltern und Lehrern nicht landen konnten. Nein, ein 68er bin ich nie gewesen.

Wenn wir in diesen Wochen und Monaten mit besonderer Aufmerksamkeit auf die Missbrauchsfälle unter anderem an Jesuitenschulen in Deutschland schauen, schauen wir auch auf diese Zeit der „Aufbrüche“ an den Schulen und im Orden in den 70er und frühen 80er Jahren. Und da erinnere ich dann eine gesplante „Gesellschaft“ an meiner alten Schule, auch eine gesplante „Gesellschaft Jesu“. Da waren deutlich die einen und die anderen, ohne dass ich wusste oder heute weiß, wie es sich so leben und arbeiten ließ gemeinsam. „Kreidestaub fressen“ in der letzten Bastion vor dem eisernen Vorhang; die „letzte freie Schule zwischen Elbe und

Wladiwostok“, Durchhalteparolen, stramm antikommunistisch. Und die anderen waren vor allem anders, wahrlich keine „Linken“, aber eben jünger, moderner, der Welt zugewandt, interessiert an Drittwelt-Fragen, offen für Experimente, Religion und Glaube wurde neu buchstabiert: „Andere Lieder wollen wir singen, feiern das Fest der Befreiung. Der Herr führt uns in neues Land, die Träume werden wahr.“ (Alois Albrecht, Peter Jansens, 1972)

Und dann, so denke ich im Nachhinein, hatte ich unheimlich viel Glück, mit den richtigen Begleitern und in guten Strukturen unterwegs zu sein. Der Kaplan, die ND-Gruppe (später KSJ), die unzähligen Zeltlager, Wochenenden und Aktivitäten. Als es in der Schule nicht so rund lief, haben meine Eltern eine Reduzierung der Aktivitäten durchgesetzt – und ich habe mich gegen den Fußball und für die verbandliche Jugendarbeit entschieden. Mit 15 Jahren schon durfte ich zum Gruppenleiterkurs; sehr früh durfte ich Verantwortung übernehmen. Die Sommerferien habe ich über Jahre in Zeltlagern verbracht; die Wochenenden gehörten der KSJ.

tung der Tatsache erkannt, dass wir etwas machen und wie wir es machen. Und jetzt? Nach bald acht Jahren als Kollegsdirektor in St. Blasien? Ist das ein verklärter oder verklärender Blick zurück? Nein, ich denke nicht. So erinnere ich das eben, wissend, dass es anderen ganz anders ergangen ist. (Die Tatsache, dass ich Ende Mai am „Eckigen Tisch“ auch eigenen Klassenkameraden gegenüber saß, treibt mich um.) Aber was ist nun aus meinem „Glück“ geworden ist, wo ich doch jetzt verantwortlich dafür bin, dass Mathearbeiten zu schreiben und bitte auch abzugeben und zu benoten sind. Was wäre denn, wenn heute eine Schülerin ...? Ich weiß es nicht. Ich weiß aber, dass Freiheit und Verantwortung meine Schlüsselworte geblieben und immer mehr geworden sind im pädagogischen Tun. Wer Kindern und Jugendlichen eine erwachsene und verlässliche Beziehung anbietet, bietet, so hoffe ich, die Chance zu Wachstum, zu eigenem Urteil, zu eigener Agenda, zu Kreativität, zu selbstbewusstem Ja Sagen – und zum Nein. ■

Johannes Siebner SJ

Foto: privat



Johannes Siebner 1982 in Berlin

Meine Eltern und mit ihnen viele andere standen sicher oft ratlos neben dem, was wir da so anstellten und welche Ideen wir verfolgten; und es gab auch heftig Krach und Streit (zum Beispiel als ich 1980 unbedingt bei der Gründung der Freien Republik Wendland dabei sein wollte); aber sie haben zum Glück die Bedeu-



© Kolleg St. Blasien

Kollegsdirektor Pater Siebner SJ mit Schülern in St. Blasien

Das Gesicht der Reform – Pater Arrupe

Im Gespräch mit Jack Dullea SJ, ehemaliger Mitarbeiter in der Generalskurie in Rom und Zeitzeuge des Generaloberen Pedro Arrupe SJ

Hat auch aus amerikanischer Sicht der große kulturelle Wandel für Kirche und Orden in den sechziger Jahren stattgefunden?

Ja, sicher, das 2. Vatikanum tagte noch, als die 31. Generalkongregation 1965 Pedro Arrupe zum Generaloberen wählte. Für die Gesellschaft Jesu war dies, im Blick auf das Ordensrecht, die Wasserscheide. Wenn heute Provinzkongregationen abgehalten werden, werden die Delegierten von den Mitbrüdern der Provinz gewählt. Damals gingen zur Provinzkongregation die ältesten Mitbrüder, nach dem Motto, „pack Deinen Opa aus!“ Die andere große Entscheidung war die Abschaffung der sozialen Unterschiede in der Gesellschaft Jesu: Die Jesuiten in der Ausbildung, die Brüder und die Patres sollten nicht mehr an unterschiedlichen Tischen essen, getrennte Erholungsräume haben und so weiter. Da wehte plötzlich ein ganz neuer Wind, und Pedro Arrupe war genau im Mittelpunkt des Geschehens. Man muss allerdings sagen, Pater General hat Einfluss, aber die Kongregation ist sein Boss.

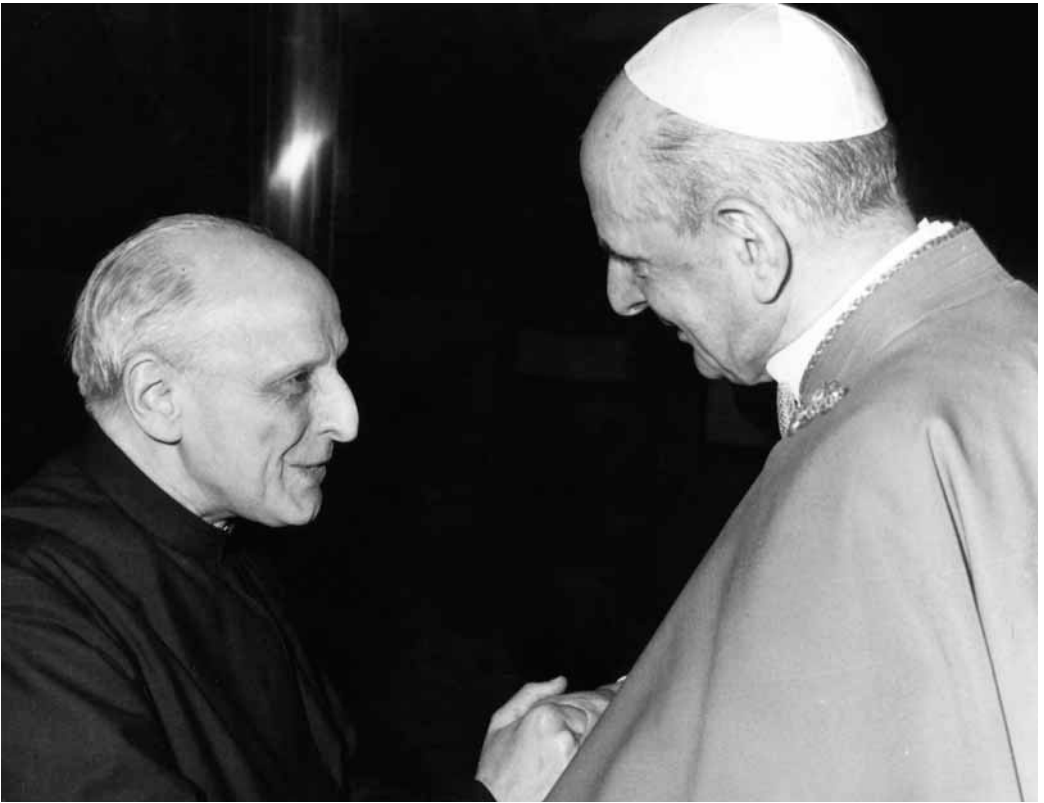
Die 32. Generalkongregation, da begann die ganze Bewegung hin zur Betonung unserer

Option für die Armen. Viele unserer Leute hatten allerdings Probleme damit, denn es gab natürlich auch schon bis dahin einzelne Mitbrüder, die hervorragende Arbeit im sozialen Apostolat leisteten. Aber die Idee der 32. Generalkongregation war ja, das betonte Arrupe immer, dass die Sorge um die Armen eben eine Sache aller und nicht die von einigen Spezialisten sein soll.

Was war der Motor der Veränderungen?

Für die Gesellschaft Jesu war das die Rückkehr zu den Quellen, zu unseren Gründungsdokumenten, zu den Briefen von Ignatius, der Biografie ... Das ging in den Fünfzigern los. Vor allem Hugo Rahner hat an diesen Quellen gearbeitet. Das Konzil rief zur Erneuerung des Ordenslebens durch die Rückkehr zum Charisma der Gründung auf. In meiner Ausbildung sahen wir niemals den Originaltext der Konstitutionen. Der war in Englisch gar nicht verfügbar. Ich erinnere mich noch an die Reaktion eines alten Mitbruders, der sagte: „Warum müssen wir ins 16. Jahrhundert zurück gehen. Ich habe alles vom Geist der Gesellschaft von meinem Novizenmeister bekommen.“ Die Idee, das Verständnis unserer Mission bei Ignatius zu studieren, das waren Dinge, die darauf warteten, entdeckt zu werden. Das war genau das, was in der ganzen Kirche in der Theologie geschah: Es ging darum, die authentische Tradition mehr in Verbindung mit den Anfängen zu sehen.

In den späten Sechzigern kam dann die Idee der Einzelexerziten auf. Wir hatten zeitweise bis zu 60 Novizen in einem Jahrgang. Wie sollte da der Novizenmeister jeden einzeln sehen. Also hielt er viermal am Tag Vorträge zum Inhalt der Übungen. Wir versuchten zuzuhören, mitzuschreiben und darüber zu beten. Jedenfalls wurden in den späten sech-



Papst Paul VI. (re.) empfängt den Jesuitengeneral Pedro Arrupe SJ in Privataudienz

ziger Jahren dann vereinzelt die ersten Einzel-exerziten durchgeführt. Und in den siebziger Jahren setzte sich das dann durch.

Und das hat die Gesellschaft Jesu dann verändert?
Oh sicher! Wenn die Ausbildung sehr strikt geregelt ist – alle 15 Minuten läutet eine Glocke und so weiter – dann ist der gute Jesuit in der Ausbildung der, der immer pünktlich der Glocke folgt und nicht aus der Reihe tanzt. Aber Du hast nie die Chance herauszufinden, was dieser Kerl wirklich denkt. Wenn dagegen die Ausbildung vom ersten Tag an auf dem persönlichen Gespräch basiert, dann kennst Du die Person natürlich viel besser. Und die Person ist ganz anders herausgefordert, sich den Geist der Gesellschaft Jesu zu Eigen zu machen. Das war bereits ein Kernanliegen von Ignatius, für den die

„Gewissensrechenschaft“, also das ganz offene Gespräch des Jesuiten mit dem Oberen, den Orden zusammenhält.

Im Konzil findet in der Konstitution zur göttlichen Offenbarung eine für mich fast kopernikanische Wende statt. Offenbarung wird eine Frage der Beziehung, und weniger eine Frage abstrakter und komplizierter Lehrsätze. Das scheint mir eine große Veränderung zu sein, nicht nur für die Theologie, sondern für das Leben der Kirche.

Die ganze Gesellschaft ändert sich. Verließen deshalb viele Jesuiten den Orden?

Na ja, es war die Zeit der sexuellen Revolution, des Feminismus und der Revolution gegen jede Form der Autorität: „Traue keinem über dreißig!“ Und dann änderten sich auch noch die Regeln für das Ordens-

leben dramatisch. Wir älteren Kerle konnten irgendwie leichter damit umgehen. Aber die Leute, die das mittendrin in der Ausbildung erwischte, die waren sehr verunsichert. Manche empfanden es vermutlich einfach angenehmer, das als eine neue Berufung zu erleben, „Gott ruft mich jetzt zu etwas anderem.“ Aber viele haben einfach kalte Füße bekommen oder eine Frau getroffen. Der Höhepunkt der Mitgliedszahlen war um 1964, nicht später als 1966. Dann setzte bereits der Rückgang der Mitglieder ein.

Heißt das, dass die Gründe für die Austritte schon in der „alten Gesellschaft“ lagen?

Anfang der Sechziger waren die Leute völlig überrascht vom Beginn des Konzils: „Wozu brauchen wir ein Konzil? Es läuft doch alles gut!“ Die Orden wuchsen alle, die Schulen waren gefüllt ... Aber ich kann mich daran erinnern, dass ich so um 1967 Schwestern Exerzitien gegeben habe. Es war eine grauenhafte Erfahrung! Da war in der großen Kapelle der ganze Haufen. In den ersten Reihen saßen die Oldtimer und dann ging das nach Alter nach hinten. Und ganz hinten konnte man in der Ferne die weißen Schleier der Kandidatinnen gerade noch sehen. Glücklicherweise erzählte mir eine Schwester mittleren Alters von der Unzufriedenheit der jungen Generation. Ich hätte nichts davon erfahren. Das war 1967, am Beginn der sinkenden Zahlen.

Vor allem das Konzil war unvermeidlich. Ich war glücklich in Innsbruck zu studieren. Und so konnte ich selbst erleben, wie die Theologie von Karl Rahner eben nicht eine persönliche Zurückweisung der Theologie der Vergangenheit war. Aber sie zerschmetterte die Selbstverständlichkeit der Kategorien der Vergangenheit. Es war die kritische Intelligenz, die sich der Quellen der Theologie versichert. Und das eben nicht im Stil der alten

Textbücher, sondern sehr lebendig. Die liturgische Bewegung in Deutschland und Österreich war zur selben Zeit allem weit voraus. Da war so ein Geschmack in der Luft, man fühlte sich eingeeengt von den Rubriken und Regeln ... Das Geschehen in den Orden lief parallel dazu.

In Deutschland war eine der wichtigen Triebfedern der 68er-Bewegung die Auseinandersetzung mit der Rolle der Väter im Nationalsozialismus. Gab es in den USA etwas Vergleichbares?

Hier in den USA war ein Antriebsmotor für die 60er-Bewegung die Frage der Gerechtigkeit und die Diskriminierung der Afroamerikaner. Die „Saint Louis University“ z.B. hatte die ersten afro-amerikanischen Studenten zugelassen. Und dann gab es den Abschlussball in einem sehr hübschen Hotel in der City. Aber das Hotel erlaubte Afroamerikanern nicht den Zutritt. Der Rektor und die Universitätsleitung entschieden, dass er dennoch stattfinden solle. Einer der Jesuiten, Pater Heithaus, schrieb daraufhin eine ätzende Kritik in einem Studentenblatt. Das erboste den Rektor sehr. Pater Heithaus musste also im Speisesaal niederknien und „culpa“ sagen, wegen „Ungehorsams“. Kaum war er aufgestanden, kam der Rektor in die Mitte des Speisesaals geschossen, schüttelte Pater Heithaus die Hand und gratulierte ihm.

Welche Rolle spielte die sexuelle Revolution?

Da gab es in den Sechzigern einen Artikel in einem Magazin des Instituts in Saint Louis, der darüber sprach, wie gesund es für Ordensmänner sei, eine Beziehung von tiefer Intimität mit einer Frau zu kultivieren. Es ging dabei nicht um die Frage tiefer Freundschaften auch zwischen Männern und Frauen, die ja in der Tat wichtig sind, sondern um eine weit speziellere Beziehung, den so genannten „dritten Weg“. Das wurde dann zu einer Art

Schlagwort. Jesuiten in der Ausbildung experimentierten mit dem „dritten Weg“. Und daraus resultierte jede Art von Ärger.

Das dürfte für die Oberen eine harte Zeit gewesen sein!

Na klar! Es gab in den Sechzigern in vielen Kommunitäten eine tiefe Spaltung. Es war manchmal schwierig, noch miteinander zu reden. Eine große Zahl von Leuten, von denen wir bedauerten, dass sie gingen, verließen den Orden, weil sie keine Hoffnung sahen, dass sich wirklich etwas verändern würde.

Das war die Situation, mit der sich Pater Arrupe auseinandersetzen musste. War er so etwas wie das Gesicht des Umbruchs?

Ja, das trifft es ziemlich gut: Die Leute, die sich über die Entwicklung freuten würden ihn als solches anerkennen. Umgekehrt waren einige schrecklich scharf in der Kritik an Pater Arrupe: „Es brauchte einen Basken, um die Gesellschaft Jesu zu gründen und einen anderen, um sie zu zerstören.“

Gibt es Erlebnisse, die Arrupe wohl geprägt haben?

Er war Novizenmeister in Hiroshima, als die Bombe fiel. Und nach dem Atombombenabwurf kam er mit den Novizen, um den Überlebenden zu helfen. Er hatte eine gewisse Grundausbildung in Medizin aus der Zeit vor seinem Eintritt, vermutlich sehr rudimentäre Grundkenntnisse. Aber die versuchte er damals einzusetzen, um zu helfen, so gut er eben konnte.

Wie war Pater Arrupe?

Er war sehr schlicht, sehr freundlich und unglaublich aufgeschlossen Besuchern gegenüber. Er hatte einen guten Humor! Ich erinnere mich an das Geräusch seiner Hausschuhe, wenn er wieder persönlich etwas zum Raum

der Sekretäre brachte, slap slap slap. Er war sehr vorsichtig, um niemanden zu beleidigen und nicht scharf zu werden. Das war eine Seite. Aber wir wussten natürlich auch, wie viel Druck auf ihm lastete. Manches fanden wir erst später heraus, z.B. die wachsende Kälte in der Beziehung von Johannes Paul II. zu Arrupe. Er litt wohl sehr unter der Situation. Monate lang versuchte er eine Audienz beim Papst zu bekommen. Und die Antwort war entweder Schweigen oder ein „Nein“.

Woher kam die ablehnende Haltung?

Ich bin kein Historiker – aber mir scheint, der gute alte Neid spielt eine nicht zu unterschätzende Rolle. Sowohl Pius XI. als auch Pius XII. waren den Jesuiten sehr gewogen. Beide verließen sich eher auf Jesuiten als Mitarbeiter, als die Ressourcen der vatikanischen Büros zu nutzen. So hatten viele einfach genug von den Jesuiten, als Pius XII. starb. Und wenn Du dann noch den starken Einfluss der Jesuiten auf das Vatikanische Konzil bedenkst, über den viele im Vatikan nicht glücklich waren ... Man kann sagen, die Jesuiten waren zu wichtig geworden und zu mächtig. Und dann wurde von manchen eben jede kleine Dummheit und jedes Skandalchen, das von den Jesuiten kam, ausgeschlachtet. In den vorbereitenden Diskussionen für die beiden Konklave im Jahre 1978 begegnete Wojtyła, der den Jesuiten nicht besonders nahe stand, jedenfalls diesem Misstrauen und der Missgunst gegenüber den Jesuiten. Und so hatte er am Beginn seines Pontifikats einfach Vorbehalte gegenüber diesen „verdächtigen“ Jesuiten. Eine der ersten Amtshandlungen gegenüber uns war dann die Bitte von Pater Arrupe um den Erhalt der Grußadresse von Johannes Paul I. an die Prokuratorenkongregation, die wegen des Todes von Johannes Paul I. nie gehalten worden war. Diese Rede



Italienische Jesuiten auf Autogrammjjagd bei Pater Arrupe SJ in dessen Arbeitszimmer

enthielt eine scharfe Kritik an der Gesellschaft. Im Ganzen konnte in der Anfangszeit seine Beziehung zur Gesellschaft Jesu nicht besonders herzlich sein.

War Pedro Arrupe eine prophetische Stimme?

Ja, absolut. Er war einfach ein Mann des Gebetes, der sehr bewusst erlebte, wie der Geist die Kirche führte. Es gibt ja immer noch genug Menschen, die mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil unzufrieden sind. Und die glauben natürlich nicht, dass dieses Konzil das Werk des Geistes war, vielleicht eher ein Schnitzer des Heiligen Geistes. Arrupe ging es im Kern um den authentischen Geist, die Treue zum ursprünglichen Charisma der Gesellschaft Jesu.

Warst Du in Rom, als er von seiner letzten Reise zurück kam?

Nein. Ich hörte davon, als ich gerade im Urlaub ankam: „Gestern hat Pater Arrupe einen Schlaganfall erlitten.“ Das war schon ein Schock! Aber bemerkenswert war, wie viel Mut er ausstrahlte. Er schrieb eine Ansprache an die Kongregation, die Kolvenbach wählte: „Ich befinde mich nun – mehr denn je – in den Händen Gottes.“

Wie ging es weiter?

Nun, Pater Arrupe war im Krankenhaus damals ja noch bei Bewusstsein und ernannte Pater Winnie O’Keefe, den amerikanischen Assistenten, zum Vikar. Jedenfalls wollte der Papst die Gesellschaft Jesu nicht durch Pater

O’Keefe geleitet sehen. Ich denke, er war nicht einverstanden mit der Führung des Ordens durch Arrupe. Und im Schlaganfall sah er die Chance. Und wenn dieser nicht vertrauenswürdige Liberale übernommen hätte, dann hätte es gut sein können, dass er bei der nächsten Generalkongregation gewählt worden wäre.

Aber an sich hatte doch Pater General das Recht, seinen Stellvertreter zu ernennen.

Ja, na ja klar. Aber der Papst ist eben der Papst. Wir hörten, dass die ursprüngliche Absicht war, durch einen Bischof die Leitung der Gesellschaft Jesu zu übernehmen. Man sagt, dass es Kardinal Martini war, der zum Papst ging und ihn davon überzeugte, dass dies verheerend wäre. Er sollte doch lieber jemanden wie Pater Dezza nehmen, und dazu natürlich Pater Pittau, ein Italiener und ehemals Provinzial von Japan.

Weißt Du wie Pater Arrupe auf diese Vorgänge reagierte?

Ich denke mir, er hatte Gefühle wie Ignatius, als sein alter Feind, Kardinal Caraffa, zum Papst gewählt worden war, Papst Paul IV. Man sagt, er sei totenbleich geworden, habe schweigend den Raum verlassen und sei fünfzehn Minuten später wieder gekommen, um zu sagen: „Alles wird gut werden.“ Er war in der Kapelle gewesen, um zu beten: „Alles wird gut werden!“ ■

**Tobias Zimmermann SJ sprach mit
Jack Dullea SJ**



Foto: privat

Edmund Runggaldier SJ auf dem Weg vom elterlichen Anwesen ins Noviziat der Jesuiten

Bilderstürmer im Noviziat

Als Novize in St. Andrä in Österreich (1966–1968) und Scholastiker der Philosophie in Pullach bei München (1968–1970) erlebte ich damals eine Art Kulturrevolution sowie Auswüchse einer „verzögerten innerkatholischen Reformation“. Wie in jeder Revolution gab es auch unter uns Novizen und Scholastikern Exzesse. Ich war aktiv, fast fanatisch an der damaligen Revolution beteiligt: Wir haben im Nazarenerstil gefasste Heiligenbilder förmlich zerstört.

Kämpferisch missionarisch waren wir besonders in der „Erneuerung“ der Liturgie, d.h. in der Abschaffung eines in unseren Augen für das Wesentliche hinderlichen Ballasts. Weihrauch war der Feind Nr. 1. Im Experiment im Jesuitenkolleg in Innsbruck durfte ich damals an „authentischen“, allerdings von den Oberen untersagten, Eucharistiefeiern im Rahmen von Mahlzeiten teilnehmen. Die Lesungen aus dem Alten Testament bzw. Paulus ersetzten wir durch Lesungen aus Marx oder der Existenzphilosophie. Begeistert erlebte ich, wie die klassischen Codizes der damals noch im scholastischen Sinne Lehrenden kritisch zerlegt wurden.

Heute fragt man sich: Wie konnten Novizen zu Ikonoklasten werden? Wie konnte man mit Begeisterung, ja Fanatismus, die im Laufe der Jahrhunderte erprobte Philosophie über Bord werfen, um modischen Existenz- oder einseitigen politischen Philosophien anzuhängen? Der revolutionäre Umsturz kam nicht plötzlich. Bereits auf dem Jesuitengymnasium suchten wir nach Echtem, Authentischem. Neuromanische und neugotische Altäre und Kirchen galten uns als Kitsch. Geschätzt war die

von Übermalungen und vom Ballast der Jahrhunderte befreite Romanik: Die Renovierung von St. Ambrogio in Mailand galt als Modell. Gefragt waren nackte Materialien: Ziegel, Eisen, Holz, Beton.

Die Liturgiereform war bereits voll im Gange. Wir begrüßten die Vereinfachungen und die Wende zur ursprünglichen biblischen Botschaft: Was zählte, waren – ganz im Sinne der Reformation – die Ursprünge, die *ipsissima vox des Herrn*. Sozialpolitisch und philosophisch vollzog sich eine Annäherung zwischen dem katholischen Schüler- und Studentenlager und dem Marxismus. Die Wurzeln und die Antriebskräfte decken sich ja weitgehend. Besonders überzeugt waren wir von der Notwendigkeit einer ständigen Erneuerung bzw. permanenten Revolution, um Unehchtheit und Entfremdung vorzubeugen. Als hartnäckiger Feind des wahren Christentums und einer besseren Welt fungierten der Konsum und der kapitalistische Liberalismus. Als Entfremdung galten uns aber auch subjektivistische Formen einer verinnerlichten Spiritualität. Nicht das subjektive Wohlbefinden zählte, sondern die Sache selbst, die reine ursprüngliche Botschaft des Evangeliums, die Läuterung der Motive des politischen Handelns, schließlich die Neustrukturierung von Kirche und Gesellschaft. Fragen wie: Wie fühlst du dich? waren uns fremd. Einige meiner Kollegen zerbrachen allerdings unter dem Druck der hohen Ideale, andere traten aus dem Orden aus, wiederum andere resignierten.

Von den Grundmotivationen der damaligen Bewegung möchte ich mich auch heute nicht distanzieren. Die angepeilte Abschaffung all dessen, was im Ritus als sekundär galt, war allerdings ein Fehlgriff. Der Mensch braucht auch im liturgischen Vollzug Nahrung für seine Sinne. Das Wort und das Wesentliche allein kann man schwer verkosten. Ignatius wusste das, wir ignorierten es damals. ■

Edmund Runggaldier SJ

Die Versuchung zur Gewalt bleibt

Christian Herwartz SJ und Klaus Mertes SJ im Gespräch

Mertes: Christian, ich gehöre ja eher zur 68er-Spätlese. 1973 habe ich Abitur gemacht. Als ich 1977 in den Orden eintrat, hoffte ich, den ideologischen Auseinandersetzungen an der Uni entfliehen zu können. Ich erinnere mich an einen Besuch im Noviziat von Dir. Du kamst aus Frankreich und redetest über Deine Sympathien mit der Französischen Kommunistischen Partei. Das war für mich ein Schock.

Herwartz: Klaus, ich bin wohl ein richtiger 68er. Mindestens kann ich das in der Rückschau so sehen. In Frankreich habe ich mit anderen Arbeiterpriestern zusammen gelebt und in der Produktion gearbeitet. Ich wollte mit den KollegInnen zusammen Mensch werden – angestachelt durch die Menschwerdung Gottes in Jesus, unserem Bruder.

Mertes: Ich war ein Diplomatenkind und hatte aus meinen Moskauer Jahren die Sowjetunion in Erinnerung. 1966 war ich nach Deutschland zurückgekehrt. Ich erinnere mich immer an das tiefe Aufatmen, wenn wir den Eisernen Vorhang von Osten nach Westen überquerten. Ich habe dann später sehr viel von der Dissidentenliteratur gelesen, Solschenizyn und andere, und ich konnte einfach nicht verstehen, wenn man im Westen mit Kommunisten politisch sympathisierte.

Herwartz: Ich habe in meiner Entwicklung Identität gesucht durch die Auseinandersetzung mit dem Widerstand gegen Hitler. Über solche Menschen und Gruppen habe ich gelernt, wie wichtig ein klarer Blick auf die Wirklichkeit ist. Jesus tat es ähnlich und fand sein Nein zu den Versuchungen in der Wüste mitten in seinem Hunger nach Leben.

Mertes: Kannst Du mehr davon erzählen?

Herwartz: Unsere unterschiedlichen Neins auf dem Weg zum Leben ergänzen sich wohl. Meins ist mir greifbar in der Aussage Jesu: Lasst euch nicht Meister, Vater oder Lehrer nennen!



Christian Herwartz SJ

(Mt 23,8-10) Dieses Nein, die vorderen Sitze zu beanspruchen, öffnet den Blick auf die Mitmenschen als Geschwister. Das Wissen darum ist mir zum Leitfaden geworden.

Mertes: Wozu konkret wolltest Du Nein sagen? Ich hatte mein großes Nein gegen den Kommunismus. Das unterschied mich damals von Dir – so habe ich es jedenfalls bei unserer ersten Begegnung im Noviziat empfunden. Oder insistiere ich jetzt zu sehr auf einen Nebenasspekt?

Herwartz: Ja, da verrennst Du Dich aus meiner Sicht. Mir ging es darum, mich nicht von den Kollegen zu distanzieren, die in die Kommunistische Partei eingetreten sind und mit uns allen für eine Verbesserung des Lebens gekämpft haben. Ich habe mich entschieden gegen eine Entsolidarisierung gewehrt. Zwar war ich in keiner Partei, aber in einer Gewerkschaft. Mit wem warst Du solidarisch?

Mertes: Ja, das ist eine gute Frage. Ich lebte damals sozusagen in meinen gewachsenen Solidaritäten: Familie, Gemeinde, Kirche, Schule. Politisch dachte und lebte ich in der Dankbarkeit gegenüber den Alliierten, die uns



Klaus Mertes SJ

von Hitler befreit hatten, vor allem den Westalliierten, die danach mit uns eine Demokratie und einen Rechtsstaat erbaut hatten. Die Solidaritäten der 68er gingen über meinen Rahmen hinaus. Am schwierigsten war es für mich, als ich Deine Gesprächskontakte mit den RAF-Gefangenen verfolgen musste. Dagegen stand meine persönliche Familienerfahrung, weil mein Vater auch im Fadenkreuz der RAF stand und unser Haus deswegen abgesichert werden musste. Was hast Du denn in der Solidarität mit den anderen gelernt?

Herwartz: Zuhören. In jedem Konflikt entsteht eine neue Sprache. Solidarität ist für mich der Ausstieg aus der Haltung einer Fürsorglichkeit, in der ich mich über den anderen stelle oder ganz in einer Funktion bleibe. In Konflikten kann ich eigene Vorurteile sehen und überwinden. Die Hungerstreikforderungen der politischen Gefangenen im Frühjahr 1989 wurden für mich dann verständlich: Kranke Gefangene zu entlassen oder eine gesellschaftliche Diskussion mit allen zu beginnen, damit Licht in den dunklen Teil unserer Geschichte der 70er Jahre fallen kann. Die Verantwortlichen konnten nicht darauf eingehen. Aber ich bin dankbar für die Begegnungen mit den Gefangenen, ihren Angehörigen und Unterstützern. Du kennst dieses Erlebnis der Einheit doch auch im Zulassen der Missbrauchsgeschichten jetzt, in der dir Sprache geschenkt wurde.

Mertes: Ja, das stimmt. Vor allem habe ich besser begriffen, was eine Schweigespirale ist und dass sie einen systemischen Aspekt hat. „System“ war ja eines der Lieblingsworte der 68er. Eine Schweigespirale schweigt Menschen und ihre Erfahrungen tot. Übrigens begann ja bei vielen 68ern die Phase der Radikalisierung mit dem Protest gegen die Gewalt bei der Heimkindererziehung. Auch das finde ich einen interessanten Zusammenhang zwischen dem Thema Machtmissbrauch, sexualisierte Gewalt und 68er-Bewegung. Und noch eines wird mir heute deutlich: Die Versuchung zur Gewalt bleibt. Diesen Slogan „macht kaputt, was Euch kaputt macht“ verstehe ich heute zwar besser als früher, doch es muss eine Alternative zur Gewalt gegen die Gewalt geben. Gab es bei Dir Punkte, wo Du versucht warst, Gewalt zu legitimieren oder selbst dreinzuschlagen?

Herwartz: Ich komme aus einer Familie, in der gern und lange um angemessene Reaktionen gerungen wird. Gewaltlösungen waren geächtet. Diese eingeübte Blockade spüre ich zum Glück weiter in mir. Aber ich bin oft perplex über die Verlogenheit von Menschen, die vernichtende Gewalt anwenden, z.B. Familien Lebensgrundlagen entziehen und gleichzeitig brutal gegen Reaktionen darauf vorgehen. Merken sie den Zusammenhang nicht? Diese Verlogenheit macht mir Gewaltreaktionen verständlich, auch wenn ich sie für mich ablehne. Ich kann mich nicht so leicht davon distanzieren, ohne praktisch die Gegenseite zu unterstützen, was ich nicht will.

Mertes: Den Zusammenhang kenne ich von den Missbrauchsoffern: Sie sind Opfer von Gewalt und werden auch noch totgeschwiegen, wenn sie sich gegen diese Gewalt wehren. Das Sprechen, Anklagen und Schreien der Opfer wird als Gewalt erlebt und überschreitet tatsächlich auch manchmal Grenzen.

Hat sich eigentlich durch den Fall der Mauer 1989 etwas an Deinem Blick auf die Zeit vorher geändert? Für mich hat sich etwas ganz Wesentliches verändert, weil der Ost-West-Konflikt mein Denken nicht mehr so stark beherrscht. Der machte es mir ja damals so schwer, den 68ern zuzuhören.

Herwartz: Auch für mich hat sich viel geändert durch die neue Erfahrung, ohne eine staatliche Mauer vor der Tür zu leben. Darüber musste sich wieder einmal meine Sprache ändern. Dieser Verlust hatte etwas Schmerzhaftes mitten in der Freude neuer Begegnungen mit ehemaligen Bürgern der DDR. In diesem Sprachloch tummeln sich viele Verführer, die das Volk immer mehr in Reiche und Arme spalten, sogar unter einem christlichen Deckmantel. Solidarische Beziehungen werden unterlaufen. Ich hoffe auf ein neues Ringen, die Wirklichkeit solidarisch anzusprechen.



Jesuiten-Scholastiker im „Villa-Haus“ Aidenried am Ammersee

Ein Boom religiöser Selbsterfahrung

Im Herbst 68 begann ich mit dem Philosophiestudium in Pullach. Zu der Zeit war unter den Jesuitenstudenten schon eine geistig – spirituelle Orientierungssuche im Gang. Meine Novizatsjahre trugen noch den Stempel der Nachkriegszeit. Die geistliche Formung war stark kognitiv und willensbezogen. Durch die Einsicht sollte der Wille bewegt werden, sein Ja zu geben für eine Lebensweise, wie sie der Gesellschaft Jesu eigen war. Für eine solche rationale und weitgehend trockene Innerlichkeit kam die Bewegung der end-sechziger Jahre wie ein erfrischender Regen.

Es war die Zeit, in der theologische Schriftsteller wie Ladislaus Boros es verstanden haben, religiöse Themen wie: Gemeinschaft, Liebe, Gott, Tod u.ä. sehr existentiell zu beschreiben. Damit weckten sie ein neues Gefühl für Menschlichkeit.

Ich erinnere mich, wie die einführenden Vorlesungen in die Tiefenpsychologie ein attraktiverer Stoff der Auseinandersetzung in der Selbstsuche wurde. Durchleuchten der eigenen, tieferen Persönlichkeitsschicht, Modelle ihrer Genese und Struktur zu hören, war wie eine persönliche Wahrheitssuche. Dabei konnte es nicht ausbleiben, dass bisherige, fromme Gedanken z.B. über die eigene Berufung kritisch hinterfragt wurden. Für das Bedürfnis nach Selbsterkenntnis hatte die Tiefenpsychologie etwas Zufriedenstellendes, fast Mystisches an sich.

Mit Neugier und Spannung nahm ich an der ersten Selbsterfahrungsgruppe auf der Basis gruppenspezifischer Regeln teil. Ich wollte durch unbekannte Methoden eines solchen Gruppenprozesses und durch ungefilterte, gegenseitige Kritik mich selber besser kennen lernen.

Mit nicht geringerem Interesse entdeckte ich auch die ersten Angebote von fernöstlicher, ungegenständlicher Meditation. Als Alternative zu den ignatianischen Betrachtungsübungen versprach sie ein Entdecken des Geheimnisses Gottes jenseits seines Wortes.

Andere Mitstudenten setzten sich in einem ähnlichen, fast spirituellen Enthusiasmus mit soziologischen Theorien über Struktur und Funktionieren der Gesellschaft und ihre Rückwirkungen auf den Einzelnen auseinander. Es war ein breiter, gesellschaftlicher Hunger nach Neuem entstanden. Die Spannung zwischen gewohntem Denken und anderen Ideen war nicht immer leicht auszuhalten. Viele meiner damaligen Mitstudenten wurden durch diesen Hunger aus dem Orden hinausgezogen. Ich aber spürte bei aller Suche nach Neuem im spirituellen Leben in der überkommenen Tradition eine gewisse Heimat, die ich nicht aufgeben wollte.

Heute würde ich sagen: Bei allem suchenden Umschauen haben wir schon Anteil am Gesuchten und stehen deshalb nicht am kompletten Anfang. Wir gehen auf neuen Wegen und finden das Alte, schon Gehörte und Verkündigte, das mit uns verbunden ist. ■

Ludwig Schuhmann SJ

Gleichberechtigung – alles erledigt?

„Wer kümmert sich denn jetzt um Ihre Tochter?“ fragten mich oft männliche Kurs Teilnehmer von Wochenendseminaren. Männlichen Kollegen wurde diese Frage hingegen nie gestellt. Mein Mann und ich hatten die Rollen getauscht: während er die Tochter erzog, stand ich im Berufsleben. Für uns war das in Ordnung.

Als Studenten der Soziologie in den 68ern hinterfragten wir auch die klassischen Geschlechterrollen zugunsten des Rechtes auf Selbstbestimmung des eigenen Lebens.

Die 68er und eine starke Frauenbewegung stellten die traditionelle Rolle der Frau radikal in Frage. Diese war erkannt als gesellschaftlich bedingt und interessegeleitet. Statt ausschließlicher Sorge für Mann, Kind und Heim wurde jetzt das Recht auf ein Stück eigenes Leben und auf Teilhabe am gesellschaftlichen Leben beansprucht.

Die engagierten Diskussionen und Aktionen, vornehmlich im akademischen Milieu angesiedelt, fielen bei den Frauen in der Kirche auf besonders fruchtbaren Boden. Ich erinnere mich sehr gut an die leidenschaftlichen Diskussionen in der Katholischen Hochschulgemeinde in Freiburg, zu deren Sprecherkreis ich 68/69 gehörte.

Parallel dazu gab es zwei weitere Schubbewegungen in Richtung Demokratisierung der Kirche: das 2. Vatikanische Konzil und die Würzburger Synode. Die Aufwertung der Laien führte zu einer enormen Aufbruchstimmung. Frauen hofften, dass in der Kirche auch für sie neue Zeiten anbrechen mögen.

Und es gab Entwicklungen: Waren das kirchliche und Gemeindeleben bis dahin weitgehend exklusiv von Priestern und Ordensschwestern bestimmt, so entwickelte sich jetzt eine viel größere Beteiligung von Laien, und hier vor allem von Frauen.

In den Gemeinden entstanden Familienkreise, die sich einem modernen, partnerschaftlichen Familienbild verpflichtet wussten. Frauen übernahmen den Kommunionunterricht. Selbst im Gottesdienst waren Frauen jetzt nicht mehr ausgeschlossen. Frauen kamen zu Wort: bei Lesungen und Fürbitten, als Predigerinnen und Ministrantinnen.

Das sich wandelnde Selbstverständnis der Frauen, die Suche nach Neuorientierung – diese Prozesse spiegelten sich in den Angeboten der kirchlichen Bildungsarbeit wider. Zu dieser Zeit arbeitete ich als Bildungsreferentin im Heinrich Pesch Haus, Ludwigshafen.

Veranstaltungen zu Themen wie z.B.: „Frauenrolle im Wandel“ und „Männer und Frauen heute“ erfreuten sich großer Nachfrage. In der Bildungsarbeit standen Gesprächsgruppen und Selbsterfahrung hoch im Kurs. Es galt Neuland zu betreten: erprobte Modelle gab es noch nicht. Erfahrungsaustausch und Vergewisserung waren hier besonders bedeutsam.

Auch die Männer waren aufgefordert, ihre Rolle zu überdenken und neue partnerschaftliche Verhaltensweisen einzuüben. Schließlich sind Geschlechterrollen zwei Seiten einer Medaille. Als „frischgebackene“ Soziologin konfrontierte ich die Teilnehmerrunde in diesen Seminaren häufig mit statistischen Daten. Das war ein Minenfeld. Die „Herrschaften“ stürzten sich auf vermeintliche Erhebungsfehler, um das unerwünschte Thema irgendwie abzubiegen.

Im Heinrich Pesch Haus konnten die virulenten Fragen von gesellschaftlicher, familiärer und persönlicher Veränderung offen und kom-



Frauentreff in der Aula des Heinrich-Pesch-Hauses in Ludwigshafen

petent diskutiert werden. Stets war das christliche Menschenbild die zentrale Orientierung, an der das Neue gemessen wurde. So konnten ideologische „Engpässe“ deutlich gemacht werden. Rückblickend berichten Kursteilnehmerinnen (und Kursteilnehmer!) von damals, wie wichtig ihnen das Heinrich Pesch Haus als Ort der Ermutigung war.

Vieles ist seitdem erreicht worden. Frauen können ihr Leben viel selbstbestimmter gestalten als es den Frauen aus vergangenen Generationen möglich war. Die Rollen von Frauen und Männern sind durchlässiger geworden. Vieles aber ist nicht eingelöst worden. So sind Frauen in den gesellschaftlichen Eliten immer noch stark unterrepräsentiert. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist bis heute nicht zufriedenstellend gelöst.

In der Kirche ist der Aufbruch der Frauen ausgebremst. Die Entwicklung ist geradezu rück-

läufig. Die Strukturen der Kirche haben sich nicht verändert. Die Legitimation dafür widerspricht unserem demokratischen Bewusstsein und ist vielen Frauen heute nicht mehr zu vermitteln.

„Ich Sorge für meine Seele selbst. Die Auseinandersetzung mit meinem Glauben findet unabhängig von der Kirche statt.“ Diese Reaktion einer über viele Jahre engagierten Seminarteilnehmerin verwundert nicht. Die Frauen haben den Rückzug aus der Kirche angetreten, nicht aber die Abkehr von der Spiritualität.

Zum Glück gibt es Räume in der Kirche, in denen Frauen gleichwertig geschätzt und einbezogen sind. Hier kann die besondere Weltbezogenheit und Spiritualität von Frauen wirksam werden und Resonanz erfahren. ■

Roswitha Etges

Wir sollen Ehre nicht mehr begehren als Unehre

Liebe Leserinnen und Leser, viele von Ihnen erleben derzeit sicher, wie Sie einfach aufgrund Ihrer „Zugehörigkeit“ zur Kirche oder wegen ihrer Freundschaft zum Orden mit den aufgedeckten Missbrauchsfällen und dem Schweigen der Verantwortlichen konfrontiert werden. Das ist gerade für „Unbeteiligte“ zunächst eine Zumutung. Paulus nennt die Gemeinschaft der Christen den „Leib“. Was aber im Leib der Gemeinde einem angetan wird, wird allen angetan. Wie konnte die Fürsorgepflicht für die Schwächsten derart systematisch in gewaltsames Verdrängen entarten, das die Täter ungestraft ließ? Fragen wie diese gehen uns alle an, uns Ordensmitglieder alt und jung sowieso, aber auch alle Mitglieder des Gottesvolkes. Gemeinsam Verantwortung übernehmen, vielleicht liegt hier schon der erste Schritt zu einer Veränderung der Kirche. Aber, sich nicht zu distanzieren, kostet Kraft und Mut. Woher nehmen wir diese Kraft?

Die Begegnung mit Erzbischof John R. Quinn war ein tröstlicher Moment in den letzten Monaten. Wir veröffentlichen Auszüge eines Vortrags, den er Priestern in den USA gehalten hat. Gegeben durch die Vortragssituation ist vom Engagement von Priestern die Rede. Aber so, wie ich ihn kennen gelernt habe, sind Sie alle, die sich aufgrund ihres Glaubens engagieren, angesprochen.
Tobias Zimmermann SJ

Wir wissen, dass wir nun zu einem gefährlich-kritischen Punkt im Leben der Kirche und in unserem Leben gekommen sind. Die verheerende Lawine der sexuellen Missbrauchs-Skandale ist eine tief aufwühlende Erfahrung für jeden Priester. Sie berührt nicht nur die Täter und die, die so schwer von ihnen verletzt worden sind. Sondern es verschlingt selbst das Papsttum und lässt die Führung und die Glaubwürdigkeit der Bischöfe erodieren. Es drängt uns, die Frage von Karl Rahner zu stellen: Warum sollte ein moderner Mensch heute noch Priester werden oder – bleiben wollen?

Als Antwort sind für ihn nicht die großen Werke der Kirche im Dienst an Gerechtigkeit und Frieden, nicht die großen Universitäten, nicht die großen Bewegungen und die Programme ausschlaggebend. „Ich sehe vielmehr immer noch rund um mich herum in vielen von meinen Mitbrüdern eine Bereitschaft für den selbstlosen Dienst leben, in aller Stille, eine Bereitschaft zum Gebet, der Hingabe an die Unbegreiflichkeit Gottes, für die ruhige Bereitschaft zum Tod, wie immer er kommt, und sich still der Nachfolge des gekreuzigten Christus zu widmen.“

Der wahre katholische Geist muss auch die Richtung auf einem verdunkelten Pfad zu finden suchen, indem er sich dem Wort Gottes zuwendet. Und für mich ist die machtvollste Antwort darauf, wie wir in harten Prüfungen aushalten können, in den letzten Gesprächen unseres Herrn im Johannesevangelium zu finden, in den Kapiteln 14 – 17. Diese Worte sind zu einer Kirche in Schwierigkeiten gesprochen und zu aufgelösten und verwirrten Jüngern. Sie

waren am Wendepunkt angekommen. Alles, was sie kannten, begann sich zu verändern. Sie hatten ein verhängnisvolles Gefühl von Auflösung und Verlust. Es war dunkel und sie selbst befanden sich in einer dunklen Seelennacht. Wir sind in vieler Hinsicht diese Jünger und wir leben diese Kirche gerade. Aber der Herr Jesus zeigt ihnen und der Kirche den Weg durch Dunkelheit und Krise. Er beginnt, indem er ihnen einen direkten Auftrag gibt: „Euer Herz lasse sich nicht verwirren!“ Das ist ein Auftrag! Die Basis ihres Vertrauens ist nicht, dass schon alles gut ausgehen wird. ER wird ihre radikale Einsamkeit heilen, weil ER für immer bei ihnen sein wird. In der Tiefe jeden echten Priesters ist das Echo der Frage zu hören: „Liebst Du mich mehr als diese?“ In gewisser Weise ist das die einzige Frage, die wirklich zählt. Und Augustinus sagt, das Wesen der Religion sei, dem ähnlich zu werden, den wir anbeten. Lieben heißt, zu werden wie er.

Wir Priester und die katholische Kirche befinden uns in einem Moment der Demütigung und eines guten Maßes an Hilflosigkeit. Wir sind der Mann aus Psalm 63: „Oh Gott ... ich folge Dir, meine Seele dürstet nach Dir ... wie in einem trockenen, wüsten Land, wo es kein Wasser gibt.“ Das ist, wie ich fest glaube, die beste Zeit, Priester zu sein. ■

Erzbischof John R. Quinn



Im Porträt: Der neue Provinzial

Stefan Kiechle SJ hat nach seiner Ernennung durch den Generaloberen der Jesuiten, Adolfo Nicolás SJ, turnusgemäß am 1. September die Nachfolge von Stefan Dartmann SJ angetreten, der die vereinte Deutsche Provinz der Jesuiten seit 2004 als erster Provinzial leitete.

Pater Kiechle wurde in Freiburg geboren und ist 50 Jahre alt. Nach Studien der Theologie in Freiburg und Jerusalem trat er 1982 in die Gesellschaft Jesu ein. Nach dem Noviziat studierte er weiter Philosophie und Theologie an den Hochschulen des Ordens in München und in Frankfurt. Zum Priester wurde er 1989 in München geweiht. Von 1991 bis 1994 absolvierte er ein Aufbaustudium in Paris, das er mit dem Doktorat abschloss. Den letzten Ausbildungsabschnitt, Tertiat genannt, verbrachte er in Santiago de Chile.

Ab 1995 arbeitete Pater Kiechle als Studentenvpfarrer in München. Von 1998 bis 2007 war er in Nürnberg Novizenmeister und bildete den Ordensnachwuchs aus. Seit 2007 leitete er die Beratungsstelle „Offene Tür“ in Mannheim, war in der Citypastoral tätig, hatte Lehraufträge und gab Exerzitienkurse. Stefan Kiechle ist in den letzten Jahren als Mitherausgeber der Reihe „Ignatianische Impulse“, als Autor mehrerer Bücher zur ignatianischen Spiritualität und zum Jesuitenorden sowie durch zahlreiche Vorträge und Seminare einem breiteren Publikum bekannt geworden.

Mit Blick auf die kommende Aufgabe als Provinzial sagte Pater Kiechle: „Dieses Amt übertragen zu bekommen, ist eine große Ehre für mich, es wird mich aber auch stark fordern.“



Foto: Klausmann

Stefan Dartmann SJ (li.) überreicht Stefan Kiechle SJ die Ernennungsurkunde zum Provinzial.

Unser Orden schrumpft ja wie alle Orden, wir haben aber nach wie vor sehr viele und wichtige Aufgaben zu bewältigen, was uns dank der großzügigen Hilfe vieler, die mit uns arbeiten und uns unterstützen, gelingt. Die ganze Kirche ist in einem starken Umbruch begriffen, an dem auch wir teilhaben. Und wir sind weiter dabei, die schrecklichen Missbrauchsfälle aufzuarbeiten mit der großen Sorge um die Opfer und um Prävention. Unsere Aufgabe als Jesuiten wird sein, für die Menschen radikal glaubwürdige Seelsorger zu sein.“ ■

Thomas Busch

Neues aus dem Jesuitenorden

Pater Stefan Dartmann SJ wird Hauptgeschäftsführer von Renovabis

Der Ständige Rat der Deutschen Bischofskonferenz hat den ehemaligen Provinzial der deutschen Jesuiten, Stefan Dartmann SJ, zum neuen Hauptgeschäftsführer der Aktion Renovabis berufen. Mit Stefan Dartmann rückt – nach Eugen Hillengass SJ (1993 bis 2002) – zum zweiten Mal ein Jesuit an die Spitze des katholischen Osteuropa-Hilfswerks. Voraussichtlich bis Oktober 2015. In einer ersten Stellungnahme sagte Stefan Dartmann: „Es bleibt auch nach fast 20 Jahren seit der Gründung von Renovabis eine sehr wichtige Aufgabe, die katholische Kirche in Mittel- und Osteuropa zu unterstützen, das ökumenische Gespräch mit den Ostkirchen zu intensivieren und damit einen Beitrag zur Partnerschaft zwischen Ost- und Westeuropa zu leisten. Ich freue mich auf diese Herausforderung.“



Immer noch „mitten im Sturm“

Seit der letzten Ausgabe der JESUITEN (2010/2, Seite 24) sind im Prozess der Aufklärung und Auseinandersetzung mit den Missbrauchs-Fällen folgende Stationen festzuhalten:

Im Rahmen einer Pressekonferenz in München am 27. Mai hat die Beauftragte des Ordens für Fälle sexuellen Missbrauchs, RA Ursula Raue, ihren Abschlussbericht vorgestellt. Darin nennt sie insgesamt 205 Opfer und 12 Patres – 7 davon verstorben – sowie zwei weitere Personen, denen von mehr als einer Person Missbrauch oder grobe Gewalttätigkeit oder beides vorgeworfen wird. Dazu kommen noch 32 Patres oder weltliche Lehrer und Erzieher des Ordens, die bisher nur von einem Opfer genannt wurden. Seitens der Deutschen Provinz der Jesuiten hat der ehemalige Provinzial Stefan Dartmann SJ in einer Erklärung dazu Stellung genommen. Beide Dokumente können im Internet unter www.jesuiten.org nachgelesen werden.

Opfer von sexuellem Missbrauch durch Jesuiten erwarten vom Orden eine „Aufklärung, die Verantwortung benennt und Strukturen aufhebt, die die fortgesetzten Taten durch Vertuschung und Verdecken ermöglicht haben“. Dies war eine der zentralen Forderungen am „Eckigen Tisch“, an dem sich rund 35 Betroffene und Angehörige aus dem Bundesgebiet sowie führende Vertreter der deutschen Jesuitenprovinz am 29. Mai in Berlin getroffen haben. Beide Seiten sprachen von einem „wichtigen Schritt“ in dem seit Jahresanfang begonnenen Aufklärungsprozess. Organisiert hatte die Zusammenkunft die Betroffenen-gruppe „Eckiger Tisch“, der ehemalige

Schüler der vier Jesuitenschulen in Berlin, Bonn, Sankt Blasien und Hamburg angehören.

Stefan Dartmann SJ hat Prof. Julia Zinsmeister (Fachhochschule Köln) mit der Leitung einer neuen Untersuchung der Missbrauchs-Vorwürfe im Aloisiuskolleg in Bonn – Bad Godesberg beauftragt. Er folgt damit einer Empfehlung der Unabhängigen Beauftragten der Bundesregierung zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs, Dr. Christine Bergmann. Den Anstoß dazu hatte der Abschlussbericht von Ursula Raue ergeben, in dem eine genauere Untersuchung der Vorgänge am Aloisiuskolleg durch ein neues externes Team angeregt worden war.

Die frühere Bundesgesundheitsministerin Andrea Fischer hat am 8. Juli ein Sondergutachten zu Missbrauchsfällen im Jesuitenorden, insbesondere zur Frage der Verantwortung des Ordens dafür vorgelegt. Der ehemalige Provinzial Stefan Dartmann würdigte die schnelle und sorgfältige Untersuchung, die im Wesentlichen die Ergebnisse des Berichts von Ursula Raue bestätigt. Der Bericht werfe auch die aus Opfersicht drängende, bislang aber von Seiten des Ordens unbeantwortete Frage nach finanzieller Entschädigung auf. Dartmann:

„Frau Fischer unterstreicht die Bedeutung einer ‚symbolischen Geste der tätigen Reue‘ seitens des Ordens für die Opfer. Dieses ist nicht nur psychologisch, sondern auch unter dem Aspekt der Sühne verständlich und berechtigt.“

Erzbischof Schick verabschiedet Jesuiten aus Hof

Erzbischof Ludwig Schick (Bamberg) hat das über 50-jährige Wirken der Jesuiten in Hof gewürdigt: In der Pfarrei Sankt Konrad und im gesamten Hofer Land hätten sie sich „selbstlos, mit großem Einsatz und segensreich“ betätigt, sage Schick anlässlich der Verabschiedung der drei Jesuitenpatres Peter Waibel, Hans Mader und Hans Wisgickl am Sonntag (25. Juli) in Hof. Dem Orden sprach Schick für sein Engagement in der Saalestadt seit dem Jahr 1956 „von ganzem Herzen und ehrlich“ seinen Dank aus.

Der Jesuitenorden, so Schick, habe die Niederlassung in Hof nicht mehr mit Patres besetzen können und die Pfarrei deswegen an die Erzdiözese Bamberg zurück gegeben. Der Erzbischof erinnerte in diesem Zusammenhang an ein Wort des Kirchenvaters Ambrosius: „Wir

Foto: Skubacz



Feierliche Verabschiedung in Hof: Hochamt mit den Patres, Linster, Krämer und Wopperer links, am Altar die Pfarrer Kräck und Pfister, am Ambo Dekan Joachim Cibura, Erzbischof Ludwig Schick, Provinzial Dartmann, rechts die Patres Mader, Wisgickl und Waibel.

trauern nicht, weil sie nicht mehr sind. Wir danken, dass wir sie haben durften.“

Erzbischof Schick drückte seine Zuversicht aus, dass die Pfarrei St. Konrad auch in Zukunft bestehen und es für sie gut weitergehen werde. Dies gelte vor allem dann, wenn alle Beteiligten sich um Zusammenarbeit bemühen würden und wenn die Gemeinde das bliebe, was ihr die Jesuiten vorgelebt und beigebracht hätten: „dass Sie in der Gesellschaft, das heißt in der Lebensgemeinschaft mit Jesu leben und wirken.“

Personalnachrichten

• P. General hat *P. Thomas Hollweck* zum Provinzkonkulator ab dem 01.09.2010 ernannt. Die Patres Bernd Günther, Stephan C. Kessler und Klaus Mertes wurden als Konkultoren bestätigt.

• *P. Alois Berger* ist nach der Auflösung der Residenz in Augsburg in das Sonnenhaus in Beuron gezogen und setzt von dort seine Exerzientätigkeit fort.

• *P. Rainer Carls* ist in das Josephinahemmet in Bromma (Schweden) umgezogen und ist von dort aus als Distriktpriester tätig.

• *P. Peter Conrads* wurde mit Wirkung vom 01.06.2010 zum Militärdekan ernannt.

• *P. Wilfried Dettling* übernimmt von P. Lutz Müller für ein Jahr die Stelle „Berufung und Begleitung“ in Frankfurt.

• *S. Marc-Stephan Giese* arbeitet seit Beginn des neuen Schuljahres im Aloisiuskolleg in Bad Godesberg im Unterricht mit und übernimmt auch pastorale Aufgaben.

• *P. Fredrik Heiding* ist nach Uppsala gezogen und arbeitet dort in der KHG und am Newmaninstitut mit.

• *P. Christoph Hermann* arbeitet künftig neben seinen aktuellen Aufgaben auch im Newmaninstitut mit.

• *P. Karl Kern* hat im Juni die Aufgabe des Kirchenrektors in St. Michael in München übernommen.

• *P. Klaus Mertes* wurde in den Vorstand der „Stiftung 20. Juli 1944“ berufen.

• *P. Lutz Müller* übernimmt am 01.10.2010 die Leitung der Offenen Tür in Mannheim.

• *P. Georg Sans* wurde zum Ordentlichen Professor an der Gregoriana (Rom) berufen.

• *P. Bernhard Scherer* hat das Sonnenhaus Beuron nach 31 Jahren verlassen und ist nach St. Blasien gezogen. Eine offizielle Verabschiedung ist zu seinem 80. Geburtstag im Mai 2011 geplant.

• *P. Gangolf Schüßler* ist nach Ludwigshafen gezogen und arbeitet im Heinrich Pesch Haus mit.

• *P. Tobias Specker* beginnt im Herbst ein Aufbaustudium „Islamische Religion“ in Frankfurt.

• *P. Christian Troll* wurde zum Berater von Pater General für Fragen des Islam ernannt.

• *P. Hans Zollner* wurde zum Leiter des Psychologischen Instituts der Gregoriana ernannt.

Zusammengestellt von Thomas Busch

Jubilare

07. September

P. Wim Schellekens

70. Ordensjubiläum

P. Franz-Anton Neyer

P. Adolf Heuken

60. Ordensjubiläum

13. September

Bischof Hans

Martensen

65. Ordensjubiläum

14. September

P. Leonhard Dillitz

P. Ferdinand Hamma

P. Bruno Hipler

P. Friedrich Kretz

P. Norbert Mulde

P. Manfred Richter

P. Josef Übelmesser

P. Johannes B. Wild

P. Hans Wisgickl

60. Ordensjubiläum

P. Wolfgang Bock

50. Ordensjubiläum

17. September

P. Heinrich Jokiel

65. Ordensjubiläum

P. Johannes Jeran

75. Geburtstag

Br. Theodor Rogoß

70. Geburtstag

18. September

P. Eugen Hillengass

P. Horst Wernet

60. Ordensjubiläum

26. September

P. Konstantin Merz

80. Geburtstag

P. Klaus Peter

50. Ordensjubiläum

30. September

P. Richard Loftus

85. Geburtstag

02. Oktober

P. Benno Krämer

75. Geburtstag

06. Oktober

P. Ernst Förster

50. Ordensjubiläum

13. Oktober

P. Raimund Baecker

80. Geburtstag

17. Oktober

P. Karl-Josef Gierlichs

50. Ordensjubiläum

25. Oktober

P. Franz

Scharfenberger

85. Geburtstag

27. Oktober

P. Johannes B. Wild

80. Geburtstag

P. Bernward Jensch

70. Geburtstag

04. November

P. Hubertus Tommek

70. Geburtstag

15. November

Br. Johann Glora

95. Geburtstag

19. November

P. Bernward Jensch

50. Ordensjubiläum

22. November

P. Philipp Schmitz

75. Geburtstag

27. November

Br. Joachim Wehner

50. Ordensjubiläum

Verstorbene

P. Albert Keller

* 30.04.1932

+ 05.07.2010

Professor an der Hochschule für Philosophie in München

P. Josef Sudbrack

* 08.01.1925

+ 15.07.2010

Schriftsteller und Schriftleiter von Geist und Leben

P. Ludger Stüper

* 08.01.1928

+ 18.07.2010

Schulleiter am Aloisiuskolleg in Bad Godesberg

P. Rainer Zinkann

* 04.10.1927

+ 21.07.2010

Langjähriger Missionar in Simbabwe

P. Franz Beschorner

* 11.07.1924

+ 23.07.2010

Seelsorger und Exerzitienleiter

Wir gedenken im

Gebet auch der

Verstorbene aus

dem Kreis unserer

Leserinnen und Leser.

Ansgar Wiedenhaus: Immer wieder neu anfangen dürfen



Topos Taschenbücher, Kevelaer 2010
104 Seiten, ISBN 978-3-8367-0710-7

In diesem spannend geschriebenen Taschenbuch wagt ein junger Jesuit einen originellen Vorstoß, wie den Menschen hierzulande ein neuer Zugang zum Bußsakrament eröffnet werden könnte. Anlass ist für ihn die anhaltende Krise der traditionellen Beichte, die er als engagierter Seelsorger nicht einfach resignierend hinnehmen möchte. Ansgar Wiedenhaus, Leiter der Cityseelsorge in St. Klara (Nürnberg), greift zunächst auf eine für viele Seelsorger vertraute Erfahrung zurück: Die meisten Menschen öffnen sich im Beichtgespräch erst dann wirklich, wenn man sie nach dem Schuldbekenntnis einfach fragt: „Wie

geht es Ihnen? Gibt es etwas, das Sie besonders bedrückt?“ Dann kommt häufig erst die tatsächliche Not der Menschen zur Sprache. Darum möchte der Verfasser dem Bußsakrament für die heutige Seelsorge einen neuen Akzent geben: Es soll vor allem als der sakramentale Ort der Ermutigung und des Zuspruchs der Nähe Gottes und seiner heilenden Liebe erfahren werden können. Nicht die moralische Schuld, nicht menschliche Unzulänglichkeiten und Verfehlungen stehen dann im Vordergrund der Beichte, sondern das leidvolle Bedrängtsein des Einsehens von der Macht der Ursünde bzw. „Ersünde“, die in jeder menschlichen Lebensgeschichte weiter wirkt. Sie zeigt sich vor allem im Verlust des Grundvertrauens gegenüber Gott: dass er in allem, was uns zustößt, uns in Güte zugetan ist. Ohne dieses Vertrauen wird der Mensch unvermeidlich von der Angst um sich selbst und um sein nun selbst zu schaffendes Glück beherrscht. Diese Ur-Sünde bildet nach Wiedenhaus den eigentlichen Wurzelboden für unser vielfältiges schuldhaftes Tun Gott, den Menschen und uns selbst gegenüber. Deswegen sollte es in der Beichte zuallererst um die sakramentale Stärkung in dieser (von uns her gesehen) ausgewogenen Situation der Ur-Sünde und um das Geschenk der Befreiung daraus durch Gott gehen; erst in zweiter Linie um Bekenntnis und Vergebung. Wie eine solche „neue Beichtpraxis“ konkret aussehen könnte, entfaltet Wiedenhaus am Schluss. So orientiert sich z.B. die Gewissensforschung am so genannten „Tagesexamen“, wie es Ignatius in den Exerzitien entwickelt hat. Dadurch stehen alle weiteren Schritte des Sakramentes unter dem bestimmenden Vorzeichen des Wohlwollens Gottes und der Dankbarkeit des Menschen. ■

Medard Kehl SJ

Leipzig: Eine Missionsstation in Deutschland

Die Leipziger Kommunität ist schon etwas Besonderes: Sie ist im religionslosesten Teil der Erde (dazu zählt man so die neuen Bundesländer, den nördlichen Teil Tschechiens, Lettland und Estland) zu finden und das zur religionslosesten Zeit der Menschheitsgeschichte. Plakativ gesagt: So gottlos wie jetzt und hier waren die Menschen noch nie. (nominell ca. 4% Katholiken, 12% Protestanten, sonstige Religionen und Konfessionen im 0% - Bereich). Wir Jesuiten haben in den Neuen Bundesländern nur zwei Niederlassungen: Dresden und Leipzig (die Berliner Häuser liegen alle im alten Westberlin und sind auch so geprägt). Die Dresdner Mitbrüder arbeiten eher, aber nicht ausschließlich, für und mit den verbliebenen Katholiken. Der Schwerpunkt der Leipziger Kommunität aber ist es, sich primär der Missionssituation zu stellen und sich vor allem den Religions- oder Konfessionslosen zuzuwenden.

Die „Orientierung“

Das Flaggschiff unserer Tätigkeiten ist damit die „Orientierung“ (siehe dazu JESUITEN 2007), die versucht, mit Kurs- und Bildungsarbeit, religiösen Erfahrungsangeboten (z.B. Fasten, Meditation), mit Beratung, Therapie und Supervision, sozialem Engagement und über einen City-Gottesdienst Menschen anzusprechen und zu interessieren, die sonst

mit Kirche nichts zu tun haben, aber mehr oder weniger am Suchen sind. Tätig sind in diesem Bereich Hermann Kügler SJ, Sr. Susanne Schneider MC und Bernd Knüfer SJ.

Krankenhaus-Seelsorge

Am nächsten steht dieser direkten Missionsarbeit die Krankenhaus-Seelsorge im St. Elisabeth Krankenhaus, in der Martin Müller SJ arbeitet. Während unsere Kollegen und Kolleginnen in anderen Krankenhäusern meist ein großes Einzugsgebiet haben und vorzugsweise die Christen und nur auf Anforderung auch Nichtchristen besuchen, kann sich der Seelsorger im St. Elisabeth Krankenhaus mit nur 340 Betten, den überwiegend nichtchristlichen Patienten und auch den Nichtchristen unter den Mitarbeitern zuwenden, soweit das gewünscht ist. Getauft wird deshalb kaum einer, aber es gibt doch viele Gespräche über persönliche Glaubensgeschichten, Kirchenaustritte, Lebensschicksale und zur Bewältigung der momentanen Lebenssituation mit teils schwerer Krankheit und Tod oder auch anderen Problemen, die durch die von der Krankheit erzwungene Pause bewusst werden. In unserer christlich geprägten Sprache ist dabei von Gott nur wenig die Rede, wohl aber in anderen Begriffen, wie Zufriedenheit und Dankbarkeit mit dem Leben, Ergebenheit oder Verzweiflung, Liebe und Treue der Angehörigen oder Bewältigung des Verlassenseins. Indem wir über Grundfragen gelingenden oder scheiternden Lebens sprechen, sprechen wir näherungsweise von Gott. Indem wir zuhören und da sind, vertreten wir den, der von sich sagt: „Ich bin der ‚Ich bin da‘.“ (Ex 3,14)



© St. Elisabeth-Krankenhaus

Elisabeth-Krankenhaus in Dresden mit Blick auf die Krankenhauskapelle.

Studenten-Seelsorge

Die Studenten-Seelsorge hat als Zielgruppe natürlich zuerst die katholischen Studenten, die hier gemessen an der Gesamtzahl der kath. Studierenden dichter zur Studentengemeinde kommen als in den alten Bundesländern. Mit diesen ist der Studentenfarrer Clemens Blattert SJ auch schon ganz gut beschäftigt. Trotzdem liegt es gerade hier im Horizont von Studenten-Seelsorge, auch Hochschul-Seelsorge zu betreiben, d.h. an der weitestgehend säkularisierten Universität und den Fachhochschulen präsent zu sein. Ein Anfang ist ein Seminar über das Verhältnis von Naturwissen-

schaften und Religion und ähnliche Themen im Rahmen des Studium Generale der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (FH). Daran nehmen meist mehr Nichtchristen als Christen teil. Signifikant wird der Rahmen des Kirchlichen auch überschritten bei der Gedenkfeier für die Körperspender am Ende des Anatomiesemesters, zu der der Lehrstuhl in Zusammenarbeit mit der Katholischen und der Evangelischen Studentengemeinde einlädt. Weitere Ideen warten auf ihre Umsetzung, z.B. das gezielte Einladen von nichtchristlichen Kommilitonen zu den Veranstaltungen der Studentengemeinde.

Seelsorger-Seelsorge

Die Seelsorger-Seelsorge, der Klaus Peter SJ nachgeht, und die Tätigkeit als Spiritual im Priesterseminar Erfurt, der sich Walter Heck SJ widmet – auch er gehört zu unserer Kommunität –, scheint dem gegenüber „nur“ kirchlicher Innendienst zu sein. In der extremen Diasporasituation aber, in der hier jede kirchliche Tätigkeit steht, ist diese Hilfe und Stütze für die eigenen Leute ein notwendiger Bestandteil missionarischer Präsenz im „Heidenland“. Schließlich hat jede Expeditionsmannschaft auch ihr Serviceteam.

Als wir 1991 in Leipzig mit einer neuen Niederlassung anfangen, sagte einer von den Patres der damaligen Jesuitenkommunität zu uns: „Was wollt ihr denn mit den Außenstehenden. Die wollen doch nichts von uns wissen. Kümmert euch um die verbliebenen Katholiken!“ Wir aber dachten, das tun schon alle anderen Kollegen hier in Leipzig. Wir wollen „an die Hecken und Zäune hinausgehen“ (Lk14,23). Aber dort wartet man in der Regel nicht auf eine kirchliche Botschaft. Es geht darum, die zu finden, die darauf warten und neues Vertrauen zu schaffen durch erkennbare Präsenz und freundliche Geduld. So erproben wir in Leipzig einige Elemente des kirchlichen Dienstes an den Menschen, der in ca. 20 Jahren die Aufgabe eines Großteils der Kirche in Europa sein wird: Seelsorge mit wenigen Kräften und wenigen Mitteln in einer vormals christlichen Gesellschaft. ■

Bernd Knüfer SJ

Verehrte, liebe Freunde der Gesellschaft Jesu!

Ignatius von Loyola hat eine Sendung von Jesuiten nach Indien zu den Kernaufgaben des neuen Ordens gezählt.

Es ging ihm um die Nichtgetauften. Aus diesem Geist haben wir Jesuiten gleich nach dem „Fall der Mauer“ eine Jesuitenkommunität in Leipzig gegründet. Von unserem Engagement unter den modernen Nichtgetauften spricht der Beitrag von Pater Knüfer. Wir sind sehr bewusst im Osten Deutschlands tätig. Die Mitbrüder wirken dort unter Menschen, die noch nie ernsthaft von Christus gehört haben. Sie versuchen, Zeugnis von ihm zu geben und setzen das Wort Jesu vom Sauerteig um.

Ich bitte Sie: unterstützen Sie dieses Engagement durch Gebet – und wenn Sie können – durch Spenden. Unsere pastorale Arbeit in Leipzig und Dresden müssen wir weitgehend ohne bischöfliche Hilfe tragen. Früher haben Sie vielleicht viel für die Mission in fernen Ländern getan. Heute geht es um christliches Zeugnis im eigenen Land. Das politische Europa soll seine vom Christentum geprägte „Seele“ nicht verlieren. Helfen Sie bitte dabei!

Aus München grüßt ganz herzlich



**Eberhard von
Gemmingen SJ**
Projektförderung

Autoren dieser Ausgabe



Holger Adler SJ
Hamburg. Jugendseelsorger
in der KSJ



Thomas Busch
München. Öffentlichkeits-
referent im Provinzialat
der Jesuiten



Roswitha Etges
Speyer. Ehem. Leiterin der
Kath. Familienbildungs-
stätte der Diözese Speyer



Medard Kehl SJ
Frankfurt. Professor an
der Phil.-Theol. Hoch-
schule Sankt Georgen



Mike Kennedy SJ
Los Angeles. Leiter der
Jesuit Restorative Justice
Initiative



Bernd Knüfer SJ
Leipzig. Seelsorger und
Mitarbeiter in der
„Orientierung“



Alex Lefrank SJ
Bühl. Seelsorger und
Exerzitienbegleiter



Richard Müller SJ
München. Bildredaktion
JESUITEN



René Pachmann SJ
Berlin. Schulseelsorge am
Canisius-Kolleg



John Raphael Quinn
Kalifornien. Ehemaliger
Erzbischof der
Erzdiözese San Francisco



Edmund Runggaldier SJ
Innsbruck. Professor
an der Theologischen
Fakultät der Universität
Innsbruck



Ludwig Schuhmann SJ
Nürnberg. Mitarbeiter im
Caritas-Pirckheimer-Haus



Johannes Siebner SJ
St. Blasien. Direktor des
Kollegs St. Blasien



Tobias Specker SJ
Frankfurt. Studium der
Islamischen Theologie



Tobias Zimmermann SJ
Berlin. Schulseelsorger.
Religions- und Kunstlehrer im
Canisius-Kolleg

Menschen aus allen Berufen und Altersschichten unterstützen durch Gebet und Finanzmittel die Anliegen der Jesuiten. Ohne diese Hilfe können wir Jesuiten weder unsere Aufgaben in Deutschland noch weltweit durchführen. Die vierteljährlich erscheinende Publikation JESUITEN will Sie am Leben und Arbeiten der deutschen Jesuiten teilnehmen lassen und Ihnen zugleich danken für Ihr Engagement und Ihre Unterstützung. Darüber hinaus sind wir den Freunden der Gesellschaft Jesu verbunden im Gebet und in der Eucharistiefeier.



Spenden

In vielen Bereichen ist der Jesuitenorden nahezu ausschließlich auf Spenden angewiesen. Bei der Ausbildung der jungen Jesuiten, die sich meist über mindestens zwölf Jahre erstreckt, können wir im allgemeinen ebenso wenig mit staatlicher oder kirchlicher Unterstützung aus Steuergeldern rechnen wie bei der Pflege der alten oder kranken Ordensmitglieder. Auch und gerade unsere Schulen und Hochschulen, Exerzitien- und Bildungshäuser, Kirchen und Seelsorgezentren brauchen private Zuschüsse. Wir bitten um Spenden und sind selbst für die kleinste Unterstützung dankbar.

Selbstverständlich haben Spender auch die Möglichkeit, besondere Anliegen ihrer Wahl durch den Eintrag eines entsprechenden Stichworts im eingedruckten Überweisungsträger zu benennen.

Durch Bescheinigung des Finanzamtes München für Körperschaften ist der Verein „Freunde der Gesellschaft Jesu“ als ausschließlich und unmittelbar religiösen Zwecken dienend anerkannt und berechtigt, Zuwendungsbestätigungen auszustellen.

Informationen:

**Freunde
der Gesellschaft Jesu e.V.**

Seestraße 14
80802 München

Fon 089 38185-213
Fax 089 38185-252
freundekreis@jesuiten.org

Spendenkonto: 2 121 441
LIGA Bank BLZ 750 903 00
IBAN: DE31 7509 0300 0002 1214 41
BIC: GENODEF 1M05

Bitte an der Perforation abtrennen

Überweisungsauftrag/Zahlschein

(Name und Sitz des beauftragten Kreditinstituts)

Empfänger (max. 27 Stellen)	FREUNDE GESELLSCHAFT JESU E. V.	
Konto-Nr. des Empfängers	LIGA Bank eG	Bankleitzahl 7 5090300
2121441		
Spende	EUR	Betrag
für den Jesuitenorden		ggf. Verwendungszweck
Name des Spenders: (max. 27 Stellen)		
PLZ und Straße des Spenders: (max. 27 Stellen)		
Kontoinhaber/Spender: Name, Ort (max. 27 Stellen)		
Konto-Nr. des Kontoinhabers		19

Bitte geben Sie für die Spendenbestätigung deutlich lesbar Ihren Namen und Ihre Anschrift an.

Datum

Unterschrift

Bitte geben Sie auf dieser Zuwendungsbestätigung Ihren Namen mit Anschrift an.

Beleg für Kontoinhaber/Spender

Konto-Nr. des Auftraggebers

Empfänger	Freunde der Gesellschaft Jesu e. V.	
Konto Nr.	bei	LIGA Bank eG
2 121 441		
Verwendungszweck		EUR
Kontoinhaber/Spender		
Datum		

Der Beleg gilt als Spendenbescheinigung für Zuwendungen bis zu EUR 200,00 nur in Verbindung mit Ihrem Kontoauszug oder dem Kassenstempel

(Quittung des Kreditinstituts bei Bareinzahlung)

Bestätigung

Der Verein „Freunde der Gesellschaft Jesu“ ist durch Bescheinigung des Finanzamtes München vom 05.11.2004 (St.Nr. 143/850/209033) als ausschließlich und unmittelbar religiösen Zwecken dienend anerkannt.

Wir bestätigen, dass wir den uns zugewendeten Betrag ausschließlich zur Förderung der Deutschen Provinz der Jesuiten und ihrer Projekte verwenden.

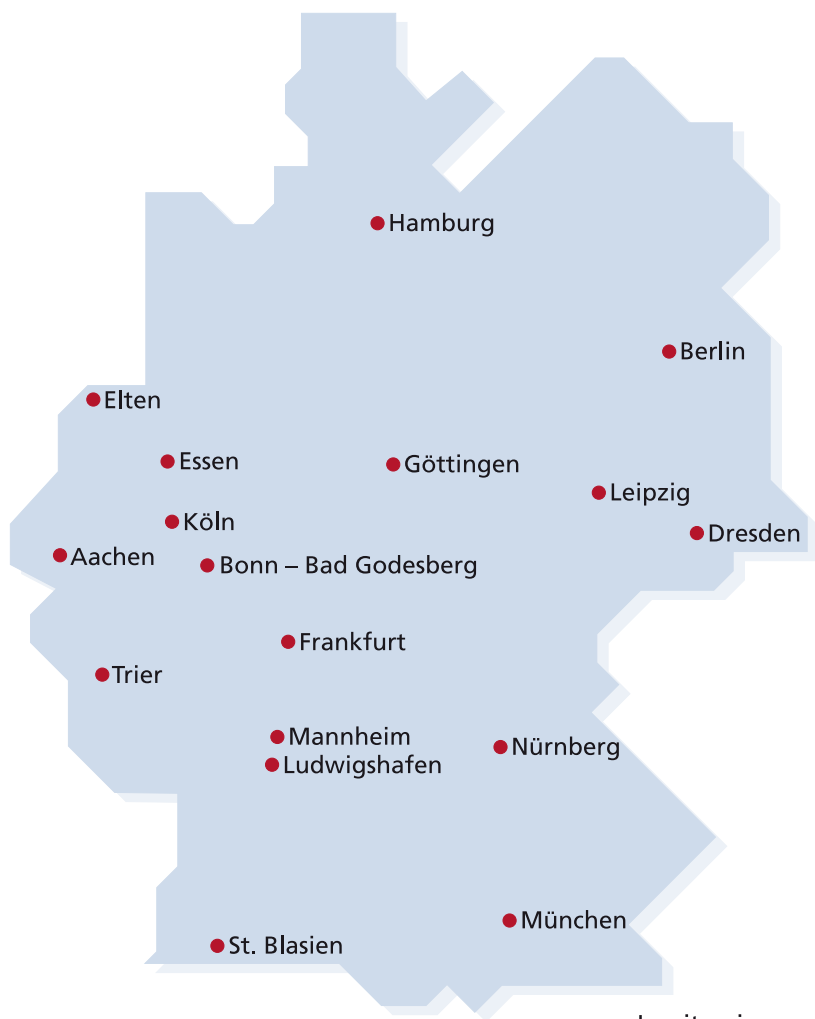
Bei Spenden ab EUR 10,00 erhalten Sie von uns unaufgefordert eine Spendenbescheinigung.

Freunde der Gesellschaft Jesu e.V.

Seestraße 14
80802 München

Jesuiten

Standorte der Jesuiten in Deutschland



Jesuiten in Skandinavien

- Århus
- Kopenhagen
- Stockholm
- Uppsala

Impressum

JESUITEN

Informationen
der Deutschen Provinz
der Jesuiten
an unsere Freunde
und Förderer

61. Jahrgang 2010/3
ISSN 1613-3889

Herausgeber und Copyright:

© Deutsche Provinz
der Jesuiten K.d.ö.R.

Redaktionsleitung:
Klaus Mertes SJ

Redaktion:

Dr. Thomas Busch
(Chef vom Dienst)
Dominik Finkelde SJ
Bernd Hagenkord SJ
Richard Müller SJ
(Bildredaktion)
René Pachmann SJ
Tobias Specker SJ
Johann Sperrmann SJ
Martin Stark SJ
Ansgar Wucherpfennig SJ
Tobias Zimmermann SJ

Anschrift:

Redaktion JESUITEN
Seestraße 14
80802 München
Tel 089 38185-213
Fax 089 38185-252
redaktion@jesuiten.org
www.jesuiten.org

Layout:

Margot Krottenthaler
Leporello Company,
Dachau

Satz und Reproduktionen:

Martina Weininger, München

Druck:

Gebrüder Geiselberger
GmbH, Altötting
Printed in Germany

Erscheinungsweise:

Viermal im Jahr
Abonnement kostenlos

Nachdruck nach Rück-
sprache mit der Redaktion

